<36643289990010



Geschlecht und Kunst

Prolegomena zu einer physiologischen Aesthetik.

Von

Gustav Naumann.

Verlag von H. Haessel in Leipzig.

Geschlecht und Kunst

Prolegomena zu einer physiologischen Aesthetik.

Von

Gustav Naumann

„Aesthetik ist weiter nichts als eine angewandte Physiologie.“
Nietzsche.

Leipzig.
Verlag von H. Haessel.
1899.

Vorwort.

An einen Glauben mag man das Verlangen stellen, daß er schön und nützlich sei; die Tugend einer Erkenntniß dagegen heißt nicht Wohlgefallen, nicht Nutzen, sondern: — Fruchtbarkeit bei den Erkennenden.

Gehe hin, spricht der Autor zu seinem Buche, indem er es entläßt; gehe hin, und suche dir jene mütterliche Art Leser, von welcher du dir Kinder wünschen darfst: — stirb und werde.

Den 2. April 1899.

D. V.

Inhalt.

Erstes Buch.

Geschlecht.

„Ist es nicht Erhaltung der Erhaltungen, daß Zeugung bis nun den Dolchen der Liebe entging?"

Lauterbach.

Instinkt und Intellekt.

Nehmen wir den Satz, welchem die folgenden Betrachtungen zur Stütze dienen sollen, vorab: Die älteste und mächtigste Wurzel des künstlerischen Schaffens und Genießens ist das Geschlechtsleben. — Wie? fragt man erstaunt; und zum Beweise dieser einen Behauptung wird uns ein ganzes Buch zugemuthet? O über diese Polygraphen! — Aber man vergesse nicht, daß es die entgegengesetzte Ansicht war, welche bisher als erwiesen, unwiderlegbar erwiesen galt; statt vom Sexualismus auszugehen, machte die Aesthetik gerade vor ihm Halt, stemmte ihm ihre Fabel von der Uninteressirtheit der künstlerischen Produktion und Contemplation entgegen, und täuschte sich. Es gilt also, einen mächtigen Glauben und Götzen zur Abdankung zu zwingen; das heißt: es gilt gründlich zu sein. Und so soll hier nicht einmal sogleich von Geschlecht und Kunst, sondern vorerst vom Geschlecht allein gesprochen werden; schon bei ihm finden wir einen alten Wahn herrschend; jenen, welcher auf Kosten des Geschlechtslebens das Geistesleben zu vergöttern, welcher Bewußtheit und Verstand unbedingt über Trieb und Instinkt zu setzen sucht. Es spricht aber umgekehrt alles für das grade Gegentheil. Wenn unsre Eigenliebe sich dagegen sträubt, fast all unser Streben und Wirken wenigstens den Anfängen nach nur als Mittel zum Zweck der Fortpflanzung, allenfalls als eine artige Hülle, ein bloßes Darum-Herum um jene ursprünglich allein wichtige Fundamentalthatsache anzusehen, so laßt uns auf Pflanze

und Thier achten. Hier, wo unser Menschendünkel und unsre Selbstliebe nicht zwischenreden, haben wir bessere Augen. Bei Pflanze und Thier erscheinen uns die auf die Erhaltung der Gattung gerichteten Funktionen ohne weiteres als das Wesentliche des Individualdaseins, alles Uebrige als Mittel oder Beiwerk. Und nun, Angesichts des Menschen, sich plötzlich anders besinnen, anders urtheilen zu wollen, sollte wenigstens dem Weisen nicht erlaubt sein, obwohl grade er die meiste Ursache hätte, sich gegen das Kind als Endzweck zu sträuben. Denn ein Weiser hat selten Kinder; seltener noch weise Kinder. Errathen wir jetzt die Versuchung des Philosophen, der die Thorheit beging, zu klug zur Thorheit sein zu wollen? Zwei Gestalten traten ihm am Scheidewege entgegen. Hier der Intellekt, klug und klar, dem Wesen des Weisen verwandt erscheinend, und dort die Sinnlichkeit, dumm und dumpf, im Unfaßbaren verschwimmend. „Folge mir“, sprach der Philosoph zum Intellekt, „und hilf der Sinnlichkeit wehren, so will ich dich groß machen in meinem Reiche.“ Der Intellekt folgte, aber die Sinnlichkeit rächte sich: des Philosophen Reich blieb unfruchtbar.

Man versteht, was hiermit ausdrücklich bezeugt sein soll: daß es dieses Buches Wunsch und Wille ist, ganz und gar nicht weise zu sein; nein, lieber noch thöricht! Mit andern Worten: es wird hier nur aus der Welt der Erscheinungen heraus gesprochen werden, nicht etwa über sie hinaus oder gar über sie hinweg. In der That dürfte es für die Physik nichts Schädlicheres geben, als die Einbildung, die abgestorbene Metaphysik neu beleben oder beerben zu können. Wenn also hier von primären und sekundären Wesenheiten, von Wurzel und Wipfel gesprochen, oder, bei der Polarität der Genitalien und des Hirns, das Plus den Ersteren, das Minus dem Letzteren zuerkannt wird, so bleibt unsre Physik

damit im eignen Bereich und weist nur in diesem Rangordnungen an, unbekümmert, ob dieselben auch außerhalb der Grenzen der Erscheinung gleiche oder andre oder entgegengesetzte oder überhaupt irgendwelche Geltung besitzen. Nur der Kosmos, im Gegensatz zum Chaos*), läßt sich messen und wägen. „Der Mensch kennt die Welt in dem Grade, als er sich kennt. — Für die Pflanze ist die ganze Welt Pflanze, für uns Mensch.“ (Nietzsche.) — Hiermit ist hoffentlich jedem Verdacht, als ob unter dem täuschenden Namen der Thorheit irgend eine neue okkulte „ewige Wahrheit“ einzuschmuggeln beabsichtigt würde, etwa im Sinne des großen Empedokles oder des — si licet componere — Eduard von Hartmann, gewehrt; es soll hier kein wissenschaftlicher Mystizismus getrieben werden, auch nicht in der Form naturphilosophischer Betrachtung. Allein wenn wir diese Methode als Mittel, zu sogenannten letzten Erkenntnissen zu gelangen, verwerfen, so lassen wir sie uns gleichwohl zur Aufspürung und Verknüpfung rein empirischer Thatsachen nicht nehmen; wir gedenken sie vielmehr sogleich zu benutzen, indem wir, unsre Untersuchungen beginnend, uns zunächst über das Verhältniß zwischen bewußtem und instinktiven Thun, soweit dies hier nöthig erscheint, klar zu machen suchen.

Instinkt, Verstand, Vernunft: so unterscheidet Schopenhauer. Seine Terminologie mag auch uns gut heißen. Der Verstand ruht auf intuitiven Vorstellungen, auf der Anschauung, die Vernunft auf der Abstraktion, auf Begriffen; der Verstand erkennt anschaulich den Hebel, die Vernunft abstrahirt begrifflich die Hebelkraft. Beide, Verstand wie Vernunft, fallen unter dem Begriff Intellekt zusammen; ver-

*) Paul Mongré, „Das Chaos in kosmischer Auslese.“

ständiges wie vernünftiges Handeln ist bewußtes Handeln. Das unbewußte Handeln dagegen, nicht von Motiven, sondern von Reizen, nicht von der Vorstellung, sondern von der Empfindung bestimmt, wird Instinkt genannt. — Schopenhauer erklärt die Vernunft als besonderes Eigenthum des Menschen gegenüber dem Thiere, welches, ein Sklave der Gegenwart, nur unmitttelbar sinnliche Motive kenne, also nur Verstand besitze. Des Thieres Erinnerungsvermögen sei lediglich auf das Anschauliche beschränkt, weder des Vorsatzes noch der Verstellung sei es fähig. Dies ist nun freilich nicht wahr; die Jungen mancher Vogelart, zum Beispiel Rauchfußbussard und Goldregenpfeifer, bringen die Kunst des Sich-Verstellens, welche bereits Käfer auszuüben verstehen, gewissermaßen ererbt mit auf die Welt; und wie sich die brütende Schnepfe den Rücken mit Moos zu bedecken pflegt, um etwaigen Feinden leichter zu entgehen, so weiß der Kranich sogar eine künstliche Umfärbung seines Gefieders vorzunehmen. Auch Schopenhauer mußte gelegentlich zugeben: „Eine schwache Spur von Reflexion, Vernunft, Wortverständniß, Denken, Vorsatz, Ueberlegung giebt sich in den vorzüglichsten Individuen der obersten Thiergeschlechter allerdings bisweilen kund.“ Wir fügen hinzu: statt der schwachen Spur kann es eine sehr starke Dosis sein. Den Verstand wiederum spricht Schopenhauer den Pflanzen ab; diese sollen höchstens ein schwaches Analogon von Bewußtheit, die untersten Thiere bloß eine Dämmerung desselben besitzen. Und doch spricht man heute mit vollem Rechte auch in der Botanik von einem Seelenleben! Wir begreifen also: so wenig zwischen Pflanze und Thier (Anatomie der Protozoen, Physiologie der Fadenalgen), ferner, entwicklungsgeschichtlich, zwischen Thier und Mensch eine feste Grenze gezogen werden kann, so wenig lassen sich Instinkt, Verstand, Vernunft reinlich trennen. Auch hier

wird immer mehr von unmerklichen Uebergängen die Rede sein müssen, und je besser wir die psychische Mechanik kennen lernen werden, um so deutlicher wird uns die Unmöglichkeit einer scharfen Systematisirung vor Augen treten; die Erfahrung, welche die beschreibenden Wissenschaften des organischen Lebens nach dem Eindringen des darwinistischen Grundgedankens gemacht haben, wiederholt sich heute auf dem Spezialgebiete der Psychologie. Nur das Eine dürfen wir festhalten: als Wurzel, als treibender Grundstock stellt sich der Instinkt dar, als Wipfel, als von der Wurzel abhängiger Ausläufer, der Intellekt (Verstand und Vernunft); und grade in dieser Erkenntniß läge vielleicht Schopenhauer's größtes Verdienst, hätte er nicht sein mythologisches (wir meinen metaphysisches) Hokuspokus mit ihr getrieben; die Gleichsetzung von Wille und Ding an sich bedeutet Kant gegenüber einen entschiedenen Rückgang. Immerhin war es eine bedeutende Wissensbereicherung, als Schopenhauer das erkennende Bewußtsein (den Intellekt) dem Willen (dem Instinkte) unterordnete. Er sah den Intellekt bei den Thieren nach unten zu immer schwächer werden; den Instinkt aber noch bei dem Menschen, wenigstens in einem wesentlichen Falle, ungebrochen und entscheidend: „Aller Geschlechtsliebe liegt durchaus ein Instinkt zu Grunde.“ Er erkannte den Instinkt als intermittirend, den Willen glaubte er als unermüdlich bezeichnen zu dürfen, und zollte dem Physiologen Tiedemann, der das cerebrale Nervensystem kurzweg mit einem Parasiten verglichen hatte, seinen Beifall. Er zeigte weiter, wie oft der Intellekt vom Willen gestört werde, wie der Wille unmöglich aus dem Intellekt hervorgehen könne, und kam so schließlich zu dem Satze: im Herzen stecke der Mensch, nicht im Kopf; das bedeutet, ohne die altgläubige Metapher ausgesprochen: in unserm Instinkt sei unser Eigenstes enthalten, nicht in

unserm Intellekt. Man halte neben diesen Ausspruch eine Bemerkung Nietzsche's: „Etwas Aehnliches wie das Verhältniß der zwei Geschlechter zu einander findet sich im einzelnen Menschen selber, nämlich das Verhältniß von Wille und Intellekt (oder, wie man sagt, Herz und Kopf). — Das ist Mann und Weib; zwischen ihnen handelt es sich immer um Liebe, Zeugung, Schwangerschaft. Und wohlgemerkt, das Herz ist hierbei der Mann und der Kopf das Weib." Aehnlich hat sich Nietzsche auch sonst geäußert: er nennt den Instinkt unter allen Arten von Intelligenz die intelligenteste; meint, man müsse noch den größten Theil des bewußten Denkens unter die Instinktthätigkeiten rechnen (insofern es nämlich unbewußt vom Triebleben Gefühlsfarbe erhält); und weist darauf hin, „wie kläglich, wie schattenhaft und flüchtig, wie zwecklos und beliebig sich der menschliche Intellekt innerhalb der Natur ausnimmt. Es gab Ewigkeiten, in denen er nicht war; wenn es wieder mit ihm vorbei ist, wird sich nichts begeben haben."*) Offenkundig genug liegen diese Thatsachen vor uns ausgebreitet. Aber wie sich unser Auge vor allzugrellem Lichte schließt, wie wir in Versuchung geraten, uns die Ohren zuzuhalten, wenn der Lärm der Instrumente gar zu eindringlich wird, so mag uns auch im Denken und Erkennen nur der gemäßigte Grad ansprechen.

*) Vergl. noch VI 46, VII 56, XII 23, 36, 39. — In gleicher Weise räumt Nietzsche dem Anorganischen den Primat vor den Organismen ein: „Wie fremd und überlegen thun wir hinsichtlich des Todten, des Anorganischen, und inzwischen sind wir zu drei Viertel eine Wassersäule und haben anorganische Salze in uns, die über unser Wohl und Wehe vielleicht mehr vermögen, als die ganze lebendige Gesellschaft. — Das Unorganische bedingt uns ganz und gar: Wasser, Luft, Boden, Bodengestalt, Elektrizität u. s. w. Wir sind Pflanzen unter solchen Bedingungen. — Laßt uns die Rückkehr in's Empfindungslose nicht als einen Rückgang denken."

Und freilich erscheint es fast wie eine entmenschte Betrachtungsweise, dem Instinkt vor dem Intellekt, dem selbstvergessenen Rausche vor dem bedachten Wachen das Wort zu reden, und wohl gar demjenigen, welcher sich mit steifer Nüchternheit rühmt, stets vernünftig zu handeln, entgegenzuhalten: „Aber, lieber Freund, dabei ist vielleicht gar kein Ruhm! Wärest du wirklich vernünftig, du ließest manche deiner Handlungen lieber noch von deinem Triebleben als von deiner Vernunft bestimmt werden.“ Es ist wahr, bei allzustarkem Vorwalten frißt der Trieb zuweilen den Körper auf; allein dies thut auch der Intellekt, der gar zu reich dotirt ist und in einem überkargen Triebe ein zu schwaches Gegengewicht findet. Es giebt keine größeren Thorheiten, als die des Geschlechtstriebes, vom Intellekt aus betrachtet; umgekehrt: — wird es wohl ebenso sein. Wie es also einst Mühe gekostet hat, den Menschen dahin zu vermögen, daß er auch dem Thier Verstand, Vernunft zuerkannte, so wird es jetzt eine weit größere Mühe kosten, ihn noch dahin zu belehren, daß der thierische Instinkt, selbst im Menschen, das Wesentlichere ist, als Verstand und Vernunft. Ein Urtheil, welches unsern Dünkel so tödtlich beleidigt, kann uns nimmermehr leicht und lieblich eingehen.

Was aber ist dieser Instinkt? „Ich rede von Instinkt, wenn irgend ein Urtheil (Geschmack auf seiner untersten Stufe) einverleibt ist, sodaß es jetzt selber spornt und sich regt und nicht mehr auf Reize zu warten braucht. Es hat sein Wachsthum für sich und folglich auch seinen nach außen stoßenden Thätigkeits-Sinn. Zwischenstufe: Der Halbinstinkt, der auf Reize reagirt und sonst todt ist“ (Nietzsche). Indem man sich die Einverleibung nicht etwa im einzelnen Individuum, sondern durch Generationen hindurch ganz allmälig entstanden denkt, mag diese Erklärung geeignet erscheinen,

manches Phänomen aufzuhellen, das wir als Instinkt zu bezeichnen pflegen. Doch nicht jedes. Wenn wir zum Beispiel beobachten, daß bei ausnahmsweise verspäteter Brunst und Empfängniß des Rehes eine Abkürzung der Tragzeit stattfindet, oder daß sich sogar Eier, die in Folge besonderer Umstände erst in vorgerückter Jahreszeit gelegt wurden, rascher entwickeln als die rechtzeitig gelegten, — das Ei empfindet sicher ohne Bewußtsein, wie der Embryo, meist noch der Säugling, der Schlafende, — so können wir darin nur eine Art instinktiven Geschehens erblicken; aber an das Wirken einer einverleibten Geschmacks-Erfahrung werden wir in solchem Falle, bei dem Ei wenigstens, schwerlich denken mögen. Was ist der Instinkt? fragen wir nochmals. Kein Zweifel: uns, die wir für unsre Erklärungen den deus ex machina, das von außen her einwirkende Weisheitswunder, höflich aber bestimmt ablehnen, fehlt einstweilen jeder erklärende Begriff; und so wollen wir stolz genug sein, auch auf das erklärende Wort zu verzichten, das zu unrechter Zeit sich einstellen möchte. Bezeichnen wir immerhin instinktive Handlungen als unbewußte Zweckhandlungen; aber vergessen wir nicht, daß hiermit nichts erklärt ist, daß wir sie auf diese Weise nur beschreiben. Wer lehrt den jungen Lachs, nach 16 Monaten dem Meere zuzustreben? Wer zeigt dem Skarabäus sein schwieriges und umständliches Fortpflanzungsgeschäft? Und um Thier und Mensch und selbst Pflanze in Einem zu umfassen: was ist es, das das Samenthierchen zum Ei hinleitet? Zweifellos eine unbewußte Zweckhandlung: Instinkt. Die Werke und Wunder der Vernunft mögen seltsam sein; seltsamer sind die Werke und Wunder des Instinktes. Der Mensch ist ein bewußtes Wesen; sein Ursprung aber ist ganz bewußtlos; die Liebe selbst ist unvernünftig; das Geschlechtsleben ist rein instinktiv.

Was der Intellekt darum herum gesponnen hat, das ist nicht viel mehr als ein falscher und fauler Zauber, wennschon oft ein sehr schöner; das biologische und das ästhetische Urtheil brauchen nicht zusammenzufallen. — Aber lassen wir uns durch solche Ausblicke auf fernere Etappen unsrer Untersuchung nicht aus unserm ruhigen Gange bringen. Wir haben bisher auf die Macht des Instinktes im Allgemeinen hingewiesen; um ihn jetzt im Besonderen als Herrscher auf dem Gebiete des Geschlechtlichen kennen zu lernen, treten wir in dessen Bezirk ein und machen nähere Bekanntschaft mit dem Erdreich, aus welchem, wie wir zu künden wagten, die Blume der Kunst entsprießt.

Die Entwickelungsgeschichte des Geschlechtlichen.

Geheimnißvoll, wie der Instinkt selbst, ist auch jene Thätigkeit, welche er vor Allem regulirt: die Fortpflanzung. Abermals müssen wir unsre Ohnmacht eingestehen, Erklärungen zu geben, die mehr als bloße Umschreibungen sind. Diese aber werden uns am besten gelingen, wenn wir, vom Zwischenreich aufsteigend, die typischen Formen der Vermehrung vergleichend betrachten und in aller Kürze ihren Stammbaum zu zeichnen suchen. Wir werden uns dabei auf das Gebiet des Organischen beschränken, also die Analogien im Unorganischen, wie die chemischen Affinitäten (Wahlverwandtschaften), physikalischen Anziehungen und Abstoßungen, ganz bei Seite lassen. Hier nun, im Reiche der Organismen, begegnen wir zunächst der ungeschlechtlichen Fortpflanzung. Ab ovo beginnen heißt bei unserm Thema jenseits des Eies beginnen. Aber schon unter den niedersten Thieren tritt neben der ungeschlechtlichen Fortpflanzung die geschlechtliche auf, während andrerseits noch unter den Stachelhäutern diese neben jener einhergeht; werden wir aus der Einen die Andere ableiten können? Wohlan, versuchen wir es, obwohl ein solcher Versuch leicht construktiv erscheint und es zuweilen auch sein mag. Da finden wir, auf der untersten Stufe, zunächst die schlichte Theilung: das eine Wesen zerfällt in zwei oder mehrere gleichartige, welche sich nach kurzer Dauer eigenen Stoffwechsels und Wachsthums (es bedarf dafür zuweilen nicht einmal einer Stunde) abermals theilen, das

heißt fortpflanzen. Welche Hälfte die Mutter, welche die Tochter sei, das muß hier als müßige Frage gelten. Die Theilung erfolgt bald ohne Weiteres und plötzlich, als einfaches Auseinanderfallen oder gewaltsames Zerreißen, Sich-Spalten, in der Länge, Quere, Breite, bald wird sie durch eine Furchung, Zusammenschnürung, innere Hautwucherung vorbereitet. Bei dem Zerreißen mögen Magen, Nerven und Gefäße gesprengt, Gerüsttheile zerbrochen werden: die Wunde schließt sich, vernarbt und die verlorenen Körpertheile bilden sich neu; bei der Abschnürung wiederum mag es geschehen, daß sich das eine Thier außer der Protoplasma-Kernhälfte alle Organe neu zu bilden hat. Es können auch verschiedene dieser Vermehrungsformen bei ein und derselben Art, ja ein und demselben Individuum nach oder neben einander auftreten.

Man hat das geschilderte Urstadium der Fortpflanzung mit dem Stoffwechsel verglichen, welcher in seinen Urformen auch höchst einfach zu sein pflegt: die Amöbe, ja selbst das Bandwurmglied mit seinem wohlentwickelten Genitalapparat fressen noch mit der ganzen Leibesfläche und scheiden mit der ganzen Leibesfläche wieder aus. Bölsche*) findet daher, von dieser Stufe ausgehend, daß der primitive Vorgang des Gebärens gewissermaaßen nur eine höhere Form des Excrementirens sei, wie er den primitiven Vorgang der Geschlechtsliebe, dessen Betrachtung uns erst später zu beschäftigen haben wird, als eine sublimirte Form des Fressens bezeichnet; er setzt aber hinzu, daß der Stoffwechsel selbst am

*) „Das Liebesleben in der Natur. 1. Folge.“ Der Verfasser, welcher dieser trefflichen Schrift reiches Lehngut verdankt, muß um so mehr wünschen, daß seine Leser sie kennen lernen, als sie darin Vieles auf das Verständlichste ausgeführt finden werden, was hier nur flüchtig berührt werden kann.

Ende ein gleiches Räthsel bilde, wie Fortpflanzung und Liebe, sein gleichnißweises Heranziehen also keine eigentliche Erklärung biete. In ganz ähnlicher Weise nannte Schopenhauer den Ernährungsproceß ein stetes Zeugen: „Die beständige Ernährung und Reproduktion ist nur dem Grade nach von der Zeugung verschieden“; und den Zeugungsproceß ein höher potencirtes Ernähren; der Wollust in actu stellte er die gesteigerte Behaglichkeit des Lebensgefühls zur Seite, welche das Stillen des Hungers begleitet. Dem entspricht völlig, daß alles höhere Wachsthum durch denselben Proceß (Zellentheilung) charakterisirt wird, welcher der fundamentalen Fortpflanzung zu Grunde liegt; sie und die Ernährung faßt man zudem längst als die vegetativen Thätigkeiten, gegenüber den animalen (Empfindung und Bewegung) zusammen; und ist Fressen (wozu auch das Athmen gehört) und Gefressenwerden nicht recht eigentlich das Loos alles Organischen? Mund und Magen gehören neben den Genitalien zu den ersten Organbildungen; Geschlechtsprodukte sowie Fäkalien werden anfangs ganz schlicht durch den Mund entleert, wie auch der befruchtende Samen vielfach durch Mundöffnung oder Athemschlitz aufgenommen wird. Später nimmt dem Mund der After die doppelte Abstoßungsthätigkeit ab; und noch bei den höchstentwickelten Wesen finden wir die Geschlechtsentleerung der Absonderung der Nahrungsreste nahe gerückt; nicht allein bei den Vögeln, selbst bei den zahnlosen Säugern mündet der Eileiter in den Mastdarm. — Das sind Analogien, die freilich keinerlei Beweiskraft besitzen, aber doch geeignet sein mögen, dem gar zu wunderlichen Gedanken etwas von seiner Fremdheit zu nehmen. Wir pflegen eben die Bedeutung des Stoffwechsels immer noch zu unterschätzen; sei es, weil sie uns nicht offen genug zu Tage liegt, oder weil wir uns durch vegetarianische und ähnliche Heilsdeklamationen mit

Recht abgestoßen fühlen; sei es aus dem ästhetischen Gefühl der englischen Gouvernante, die schon das Wort Magen verfehmt, oder aus dem pseudo-wissenschaftlichen Eifer des älteren Gelehrten, welcher den Menschen so viel als nur immer möglich Geist wissen mochte, und oft in Gefahr gerieth, seinen eignen dabei zu verlieren. Kein Organ ist neben unserm Genitalsystem in solchem Maaße der Vater all' unsrer Stimmungen, — nicht allein der trübseligen, — als gerade unser Magen; man könnte behaupten, daß der Geist überhaupt nur von Unterleibs Gnaden regiere! — Immerhin mag die ganze hier vorgetragene Auffassung vorläufig höchst paradox erscheinen; an späterer Stelle wird sie einen guten Theil ihres scheinbaren Widersinnes verlieren, nämlich angesichts der Urform des geschlechtlichen Zusammenganges. Allein wir dürfen die Betrachtung der ungeschlechtlichen Fortpflanzung noch nicht verlassen; wir müssen zuvor die Weiterentwicklungen kennen lernen, welcher auch sie sich fähig gezeigt hat. Sie bewegen sich in zwei verschiedenen Richtungen: Knospung und Sporenbildung.

Das Produkt des Stoffwechsels, das Wachsthum, jene plastische Kraft, die bei dem Echinoderm die verlorengegangenen Theile ersetzt und es so ermöglicht, daß sich aus zwei halben wieder zwei ganze Stachelhäuter bilden, deckt uns bereits das Wesen der Knospung auf. Die Bezeichnung ist glücklich gewählt; es handelt sich in der That um einen dem organischen Wachsthum analogen Prozeß, um eine Keimung, welche sowohl an das Sprossen der Pflanzentheile wie an die Neubildung verlorengegangener Thierglieder, selbst an die Heilung von Knochenbrüchen und Aehnliches erinnert. Nur sind es hier nicht einzelne Theile, welche ersetzt werden, sondern es entstehen neue Totalorganismen, und diese Neuschöpfungen gehen ohne vorherigen Verlust vor

sich. Den Süßwasserpolypen mag man in ein Dutzend Stücke zerschneiden: man muß gewärtig sein, jedes Schnitzel sich in eine neue Hydra wandeln zu sehen; aber auch ohne Verletzung sprießen den Hydren Seitenarme, die sich zu freiwerdenden Töchterindividuen entwickeln. Mutter und Tochter können ja bereits nicht mehr verwechselt werden. Das gilt auch von der Sporenbildung. Läßt sich die Knospung durch die Annahme erläutern, daß an die Stelle der vorangehenden Theilung und späteren Reproduktion die vorangehende Produktivkraft und spätere Loslösung trat, — die plastische Kraft konnte sich derart im Ganzen statt im Halben, mithin, wie man meinen sollte, stärker entfalten, — so mag man sich die Sporenbildung als abgekürzten Theilungsprozeß vorstellen. Statt in allmäliger, progressiver Theilung aus Eins Zwei, aus Zwei Vier, aus Vier Acht u. s. w. werden zu lassen, zerfällt jetzt Eins direkt in Acht: die Mutter löst sich völlig in ihre Töchter auf; ein Fall, der uns selbst noch bei hochentwickelter geschlechtlicher Fortpflanzung begegnen wird. Hier treffen wir auch schon auf die Anfänge eines besonderen Fortpflanzungsorganes: oft verwandelt sich nicht mehr das ganze Mutterthier in die Kinder, sondern der Zerfall eines Theiles genügt zur Töchterbildung. Trotzdem läßt nur eine Vordergrundsschätzung Ungeschlechtlich und Geschlechtlich so unbestimmt in einander überfließen; bei genauer Betrachtung tritt vielmehr gerade jetzt ein neuer, sich scharf kennzeichnender Vorgang hinzu, welcher eine Verwechslung der beiden Vermehrungsarten unmöglich macht: es ist die sogenannte Conjugation, das Verschmelzen zweier Individuen in ein einziges.

Von der Annahme ausgehend, daß die plastische Kraft eines bestimmten Organismus offenbar nicht unerschöpflich ist, daß sie ferner nach vollzogener Theilung, mag diese immerhin

irgendwie im eigenen Interesse jener Kraft erfolgt sein (etwa die Spannung eines momentanen Ueberschusses entladen haben), selbst getheilt, also geschwächt, auftritt, und erst durch neuen Stoffwechsel und neues Wachsthum zur alten Mächtigkeit gelangen kann: von dieser Annahme ausgehend, sehen wir leicht ein, daß bei einer Spaltung in sehr ungleiche Theile dem Gewinn des größeren ein Verlust auf Seiten des geringeren entgegenstehen wird. Und ebenso muß bei Zerfall in viele und deshalb kleine Sporen dem Vortheil der zahlreicheren (schnelleren) Vermehrung gegenüber sich zugleich ein ihm entgegenwirkender Nachtheil herausstellen, indem das Wachsthum nunmehr um so langsamer erfolgen dürfte, je kleiner die Theilstücke im Verhältniß zu dem zum Zerfall reifen Ganzen sind. So treffen wir auf die Conjugation, gewissermaaßen auf eine den allzu trägen Stoffwechsel kürzende qualitative Steigerung der Nahrungsaufnahme; auf die Einverleibung lebendiger und einverleibt lebensfähig bleibender fremder Substanz; auf das Einnehmen (Auffressen, wenn man will) eines Sippschaftsgenossen „mit Haut und Haar“. In der That: die Conjugation ist, anthropomorph dargestellt, ein solches gegenseitiges Auffressen; die Liebe ist zoophagen Ursprungs. Zwei (selten mehr) lebendige Körperchen, zwei Bazillen zum Beispiel, begegnen sich und fließen zu einem einzigen Körper zusammen. Bei den höheren Pflanzen findet freilich nicht mehr solche absolute Verschmelzung statt; das männliche Geschlechtsprodukt kann hier nicht zu dem im Zellgewebe eingehüllten Ei gelangen; so entsendet es einen aus ihm hervorsprossenden Schlauch; es genügt, wenn dieser bis zu dem Ei oder doch in dessen Nähe dringt. Eine Mittheilung von dem männlichen Sameninhalt an das Ei ist aber sicher auch hier vorauszusetzen. Bei niederen Pflanzen bilden sich die das Ei einschließenden

Hyphenfäden erst nach der Befruchtung; oder die Eikapsel öffnet sich; oder der hier vom Samenträger ausgehende Schlauch dringt durch sie hindurch und löst sie auf, so daß männliches und weibliches Produkt noch direkt verschmelzen. — Während sich ein menschliches Liebespaar, scherzando bemerkt, an der bloßen Redensart genügen läßt, daß es sich zum Auffressen lieb habe, vermögen also Protisten einander wirklich zu verschlucken; sie sind ja in ihrem ganzen Umfang Mund und mit ihrem ganzen Inhalt Darm. Sie verschlucken sich aber nur, um sich nachher um so rascher wieder zu theilen. Cum grano salis verstanden, ergiebt sich demnach eine Reduktion der Erotik auf das Kannibalenthum; als Schlüssel des Mysteriums verliebten Herzklopfens erscheint nahezu — der Magen! Wer aber daran noch zweifeln möchte, dem rücken wir mit stärkerem Geschütz der Erkenntniß auf den Leib: Erstens findet die Conjugation keineswegs stets innerhalb einer jeden Generation statt, sondern erfolgt erst wieder, nachdem sich die Theilung so oft ohne conjugirende Zwischenakte wiederholte, daß die Theile immer kleiner (schwächer) geworden sind und eine neue Verschmelzung unerläßlich erscheint (primitivste Form des Generationswechsels); und zweitens steht die Beobachtung fest, daß es fast stets die kleinere Zelle oder Protoplasmamasse ist, welche nach der größeren Verlangen trägt, nicht umgekehrt; der kleinere, bewegliche Theil, künftig das Samenthierchen, der Pollen, sucht auf; der größere, trägere Theil, dereinst das Ei, wartet ab; Parthenogenesis ist nicht unmöglich; von Androgenesis dagegen kennen wir auch nicht einen Fall. Hier haben wir also zugleich den ersten Ansatz zur Differenzirung der beiden Geschlechter vor uns.

Das Verfolgen der ferneren Etappen im Entwicklungsgange des Geschlechtlichen bietet keine sonderlichen Schwierig-

keiten dar. Auf die Conjugation zweier nicht oder doch nur wenig differenzirter Wesen, welche aus Theilung oder Zerfall hervorgegangen sind, folgt die Conjugation eigentlicher Geschlechtsthierchen. In diese spaltet sich das an der Außenseite, dem Endtheil, nachher im Innenraume des Körpers befindliche Fortpflanzungsorgan Anfangs selber. Später zertheilt es sich nicht mehr ganz, sondern nur theilweise, etwa mit seinem Inhalt; und zuletzt überhaupt nicht mehr: es dient jetzt blos noch zur Herstellung der Fortpflanzungskörperchen, die in ihm sprießen und sich schließlich von ihm lösen, um zur Conjugation zu gelangen. Ein näheres Eingehen auf all diese Wandlungen würde voraussetzen, daß wir uns vorerst über das Wesen der Zellenbildung verständigten; das aber dürfte hier zu weit führen. Es genüge der Hinweis, wie sich mit der fortschreitenden Complizirung auch die Unterschiede zwischen der männlichen Schwärmzelle und der weiblichen Ruhezelle immer mehr steigern. Die erstere erhält alsbald Bewegungsorgane (Schwungfäden, Wimperkranz, schwanzartige Fortsätze, welche nach Erreichung des Eies abbrechen); ja bei dem Meertang entdeckt man auf ihr einen rothen Fleck, welcher an die lichtbrechenden Augenpunkte niederer Pflanzen und Thiere erinnert. Im Allgemeinen wird man sich jedoch das Witterungsvermögen des findigen Spermatozoen mehr als Geruchs- oder Geschmacksempfindung niedersten Grades vorstellen — Sinnesempfindungen, die auch noch bei dem höheren Thier fast mehr als alle andern in Liebesdingen mitsprechen. Das bezeugt selbst der Parfümgebrauch unsrer Frauen; die Gerüche sind vertauscht, das Riechen ist geblieben. Man setzt also bei dem Ei, das schon vor dem Zusammentreffen mit seinem Partner selbstständige Innenbewegungen ausführt und Nahrung aufnimmt, die Fähigkeit zu chemischen Anreizungen, etwa durch Aus-

scheidung organischer Säuren, voraus. Und während sich auf der einen Seite die Beweglichkeit des Samenthierchens erhöht, so daß sein Hüpfen, Vorstürzen, Zittern, sein An= und Abprallen an die Eikugel mit dem Flattern des Markkügelchen am elektrischen Conduktor verglichen worden ist, ja daß das viel größere Ei durch solche Stöße sogar in Rotation gerathen mag, findet andrerseits bei dem Ei selbst die entgegengesetzte Entwickelung statt. Ursprünglich von der Mutter wenigstens noch in das Freie entlassen, aber selten mit Bewegungsorganen (Quasten) ausgestattet, verläßt es später den Mutterleib überhaupt nicht mehr, das Samenthierchen muß es hier aufsuchen. Infolge dessen wird nun auch der Bau der Fortpflanzungsorgane, besonders der weiblichen, reicher entwickelt. Aeußere Paarungswerkzeuge dagegen treten vor Allem bei dem Männchen hinzu. Ursprünglich ist das männliche und weibliche Geschlecht freilich keineswegs individuell getrennt. Der Hermaphroditismus bedeutet entwickelungsgeschichtlich zunächst keinen Niedergang, sondern, bei dem freibeweglichen Thier, lediglich eine überwundene Stufe der aufsteigenden Folge; bei der ruhenden Pflanze fast die Regel. Männliche und weibliche Fortpflanzungskörperchen entstehen dicht neben, zwischen einander; etwas später zwar noch in ein und demselben Organismus, aber doch räumlich getrennt, an verschiedenen Organtheilen, in verschiedenen Organen; wieder etwas später dient ein solches Thier bei der Paarung das eine Mal nur als Mann, das andre Mal nur als Weib; und erst zuletzt spaltet das Individuum entweder blos männliche oder blos weibliche Zellen ab, ist Mann oder Weib und die geschlechtliche Differenzirung greift von dem Produkt und der Art der Vermehrungsthätigkeit auf den Gesammtcharakter des produzirenden Wesens selber über; Zeugen und Gebären sind fortan streng getrennt; anders

äußert sich die gebende, anders die empfangende Physis und Psyche, bis auf Athmung und Blutumlaufsphasen herab. „Alles, was wir an dem wahren Weibe Weibliches bewundern und verehren, ist nur eine Dependenz des Eierstockes. Man nehme den Eierstock hinweg, und das Mannweib in seiner häßlichen Halbheit steht vor uns“ (Virchow). In gleicher Weise ist die volle Männlichkeit eine bloße Dependenz der männlichen Zeugungskraft; der Eunuch kann als Beispiel hierfür dienen.

Es möge jetzt einer besonders auffälligen Erscheinung gedacht werden. Schon die Schwärmkörperchen, in welche eine Algenzelle zerfällt, vermeiden die Conjugation mit Genossen aus der gleichen Kolonie; wo sie solchen begegnen, weichen sie ihnen aus; und im höheren Pflanzen- und Thierreich lernen wir dann die umständlichsten, sinnreichsten Vorkehrungen kennen, um die Selbstbefruchtung der Zwittergeschöpfe zu verhüten (Aronsstab, Auster, Schnecke). So wenig mithin die qualitativ einander allzufern stehenden Lebenskeime eine Verbindung eingehen, so wenig zeigen sich auch die einander allzu nahe stehenden dazu geneigt, und die Erfahrung des Thierzüchters lehrt uns, daß sich sowohl bei Kreuzung als auch bei Inzucht gewisse Grenzen ohne Schaden für die Zeugungsprodukte nicht überschreiten lassen. Wir finden uns damit zugleich dem noch ungelösten Räthsel der Vererbung gegenüber. Erinnern wir uns, wie wir in der Conjugation wesentlich eine Kräftezufuhr, eine Nahrungssteigerung erblickten und räumen wir ein, daß die Krankheitsdispositionen, mehr oder weniger direkt, vor Allem aus Unzulänglichkeiten des Stoffwechsels abzuleiten sind, welche, mögen sie immerhin einstweilen latent sein, kaum jemals ganz fehlen dürften, so erhellt die Schädlichkeit der Selbstbefruchtung des Zwitters und in der Folge der geschlechtlichen Mischung Nächst-Ver-

wandter ohne Weiteres; sie addirt jene Unzulänglichkeiten und damit die Krankheitsanlagen. Das Kind ist ja bis zur eigenen Nahrungsaufnahme durchaus das Produkt des elterlichen, zumal mütterlichen Stoffwechsels und auch später schon deshalb davon abhängig und unfrei, weil eben der erste Bau seiner Organe derart abhängig und unfrei war. Noch mit der Ammenmilch mag es fremde Denkungsart einsaugen; und noch vom Erwachsenen gilt bis zu einem gewissen Grade der Satz: sage mir, was du ißt, und ich will dir sagen, wer du bist. Wenn wir dies überdenken, wird uns die leibliche und geistige Aehnlichkeit zwischen Kind und Eltern (Voreltern) nicht mehr so überraschend sein, — wennschon wir sie damit noch lange nicht begreifen. Die Züchter wissen, daß sie durch Ernährungsunterschiede Rassenabstufungen erzielen können; selbst die Ausbildung der Geschlechtsreife wird von der Biene durch bloße Aenderung der Nahrungsquantität beeinflußt, an der Larve und zur Noth auch nachträglich am verkümmerten Weibchen; am Ende besteht der Fortschritt des Geschlechtlichen gegenüber dem Ungeschlechtlichen überhaupt gerade darin, daß hier zwei verschiedene Ernährungsergebnisse zu einem Gesammtergebniß verschmolzen werden. Damit der Fortschritt aber nicht illusorisch werde, müssen es auch thatsächlich zwei verschiedene Ergebnisse sein; das heißt es dürfen nicht etwa zwei Sprößlinge ein und desselben Mutterthieres conjugiren. Dies gilt bis zum Menschen herauf; denn gerade in unsrer Entstehung haben wir, all unsrer romantischen Liebesschwärmerei zum Trotz, vor Unkraut und Gewürm zunächst nichts Wesentliches voraus. Das lebendige Samenthier; das lebendige Ei; die Conjugation: hier wie dort das gleiche Spiel; und nur der Stoffwechsel, als dessen Auszug wir Spermatozoon und Ovulum betrachten, war freilich in den verschiedenen Fällen durch lange Ahnenreihen hindurch ein

verschiedener und drängt so zu verschiedenen Entwickelungen hin.

In der gleichen Weise, in der zuweilen mehrere Formen der ungeschlechtlichen Vermehrung neben einander auftreten, findet sich wohl auch die geschlechtliche Fortpflanzung zur ungeschlechtlichen hinzu. Die Hydra, welche wir bereits als knospend kennen lernten, entwickelt zugleich Samenthierchen und Eier; bei Pflanzen erscheint es uns gar nicht wunderbar, wenn sie sich sowohl durch Ableger wie durch Samen vermehren. Knospen- und Eibildung gehen bald zu gleicher Zeit neben einander her, bald wechseln sie je nach der Jahreszeit mit einander ab; und unter dem Einflusse besonderer Verhältnisse mag sogar die jüngere Bildung der Geschlechtsthierchen atavistisch von der älteren Keimung wieder überwuchert werden; wenigstens glaubt man dies bei dem Löffelthier beobachtet zu haben. Aber viel häufiger, als neben einander, folgen die beiden Grundformen der Fortpflanzung, ungeschlechtliche und geschlechtliche, nach einander; man spricht dann von Generationswechsel, und wir selbst machten bereits als niederste Stufe desselben die Fälle geltend, in denen die Conjugation nur von Zeit zu Zeit die Theilungen unterbricht. Bei dem Generationswechsel höherer Stufe sind diese Unterbrechungen nicht mehr scheinbar regellose, sondern folgen sich in bestimmtem Zahlenverhältniß; bei dem Bandwurm zum Beispiel sind zwischen die geschlechtliche (reif werdendes Bandwurmglied) jedesmal zwei, Echinococcus drei, ungeschlechtliche Generationen eingeschaltet (Finne und Bandwurmkopf); bei der Meduse nur eine (die polypenartige Form). Ferner pflegen die einzelnen Generationen an Gestalt, in Wohnort und Lebensweise so von einander abzuweichen, daß man sie früher, sofern sie getrennt auftraten, als besondere Gattungen beschrieb, und sofern sie sich zusammenhängend vorfanden,

als ein Individuum betrachtete. Unter schmarotzenden Pflanzen besteht eine unechte Abart insofern, als gewisse Generationen nur auf bestimmten Pflanzen keimen; die Zeugungsart ist aber die gleiche, nur die Frucht dem verschiedenen Wohnort entsprechend verschieden. Auch der echte Generationswechsel ist im Pflanzenreiche weit verbreitet; das Moos entsprießt als Geschlechtspflanze einem an Urpflanzen erinnernden Vorkeim, welcher sich aus einer Spore bildete, die durch Zelltheilung aus dem befruchteten Ei entstand; umgekehrt sind bei Farrnen und Schachtelhalmen das Farrnkraut und der Schachtelhalm selbst die ungeschlechtliche Generation; die geschlechtliche erscheint hier räumlich wie physiologisch stark beschränkt. — Für uns soll sich die Kenntniß dieser Vorgänge jetzt dadurch nützlich erweisen, daß sie uns den Schlüssel zum Verständniß von drei Erscheinungen liefert, denen wir sonst ziemlich rathlos gegenüberstehen dürften: der Parthenogenesis, des biogenetischen Grundgesetzes und des Atavismus.

Der Thatbestand des jungfräulichen Gebärens, der Entwickelungsfähigkeit unbefruchtet gebliebener Eier, war schon den Alten bekannt (Aristoteles); aber er erschien so abnorm, so regelwidrig, daß die spätere Wissenschaft die Möglichkeit einer Sinnestäuschung nie ganz ausschloß; es fiel leichter, an die generatio aequivoca als an die Parthenogenesis zu glauben. Erst die neueren Forschungen haben die Beispiele gehäuft und jeden Zweifel abgedämmt. Jetzt weiß man, daß bei Kiemenfuß und Wasserfloh die Männchen nur zu bestimmter Zeit erscheinen, während der übrigen Monate aber das Fortpflanzungsgeschäft keineswegs still steht, sondern daß sich mehrere Generationen ohne männliches Zuthun (ungeschlechtlich) folgen. Auch bei dem Salzkrebschen, bei vielen Schmetterlingsarten ist Parthenogenesis, als zeitweilige Regel oder besonderer Ausnahmefall, festgestellt worden. Desgleichen

bei den Blattläusen; sie sind besonders lehrreich, da sich bei ihren Jungferngeburten noch lebhafte Anklänge an den Generationswechsel finden. Im Frühjahr entstehen aus befruchteten Eiern flügellose Individuen, die ohne Befruchtung lebendig Junge gebären. Diese thun desgleichen, und so geht es eine Zeit lang fort. Wird die Kolonie groß, die Wohnstätte eng und die Nahrung karg, so treten, aus flügellosen Larven hervorgehend, geflügelte Thiere auf; dieselben suchen sich eine neue Heimat, in welcher sich dann die Fortpflanzung wie in der alten fortsetzt. Erst gegen Winter entstehen wirkliche Geschlechtsthiere, weniger in der äußeren Erscheinung als im inneren Bau von den lebendig gebärenden sogenannten Ammen unterschieden; sie paaren sich und die Weibchen legen Eier, damit im nächsten Frühjahr der Kreislauf auf das Neue beginne. Er ist aber weniger an die Zeitperiode, als an die Witterungsverhältnisse gebunden; denn an besonders geschützten Stellen fällt das Zwischenspiel der geschlechtlichen Fortpflanzung wohl auch einmal aus, ja im Gewächshaus hat man sie vier Jahre lang pausiren sehen. Im Einzelnen ein verschiedenes, im Prinzip das Gleiche, nimmt das Fortpflanzungsgeschäft bei einer großen Anzahl der näheren Verwandten seinen Gang. Und Gleiches gilt auch von der Biene, nur daß hier die eben noch individuell getrennten Phasen wieder in ein einziges Individuum zusammengezogen und zeitlich vermengt sind. Aus den Eiern ein und desselben Weibchens entstehen je nach der Ernährung der Larve Arbeiter (verkümmerte Weibchen*) oder Königinnen

*) Das Auftreten verkümmerter Weibchen im Bienenstock mag man sich so erklären, daß, bei knappwerdender Nahrungsmenge und unveränderter Eierproduktion, nur die Wahl blieb, entweder einen Theil der Eier (Larven) verkommen zu lassen oder sie alle bis auf einige Wenige ungenügend zu füttern. Bei der Biene geschah Letzteres.

(geschlechtsreife Weibchen); in beiden Fällen ward das Ei aus dem Samenspeicher der Mutter mit männlichem Samen überschüttet. Geschah dies nicht, so entstehen Drohnen (Männchen). Die Königinnen ferner, oder die nachträglich zur Geschlechtsreife aufgefütterten Arbeiter, die nicht zur Paarung gelangen konnten, vermögen nur Drohneneier zu legen; bei Polistes gallica hat man experimentell nachgewiesen, daß die Männchen regelmäßig aus unbefruchteten Eiern, das heißt also durch Parthenogenesis, entstehen. — Und noch eine Bemerkung schließen wir an: man spricht auch von einer Pädogenesis, einer Fortpflanzung im Kindesalter. Dieser Ausdruck darf freilich nicht zu wörtlich genommen werden. Wenn wir bei der Kriechqualle an den reiferen Knospen schon die Anlage zu abermaliger Knospung finden; wenn es lebendig gebärende Fliegenmaden, sich fortpflanzende Gallmückenlarven giebt; wenn das Weibchen der Immenbreme dem geflügelten Männchen gegenüber den larvenähnlichen Charakter nicht verleugnen kann und dem weiblichen gemeinen Sackträger nicht nur die Flügel, sondern selbst entwickelte Beine, Fühler, Augen und Legröhre fehlen, so läßt sich doch in all diesen Fällen die Pädogenesis nur so verstehen, daß hier die Geschlechtsreife auf einer Stufe der Körperentwickelung auftritt, die wir sonst als dem Kindesalter eigenthümlich betrachten; es ist zur Regel gewordene Frühreife.

Als Folge stellte sich ein Nichtfertigwerden der Geschlechtsorgane heraus. Das Geschlecht wird hier zuletzt fertig und reif; man gedenke jener Krebse, die bei früher Schmarotzereinwanderung unfruchtbar bleiben, auch unsres eigenen späten Pubertätseintrittes. So sind bei Hummeln und Wespen die Weibchen, die aus den ersten Eiern entstehen und von der Mutter nicht genügend gefüttert werden konnten, klein und paarungsuntüchtig; die später geborenen Weibchen aber, bei deren Fütterung jene Erstgeborenen mithelfen, werden größer und begattungsfähig.

Ueberdenken wir jetzt noch einmal die geschilderten Beispiele der Parthenogenesis, so kann es uns nicht verborgen bleiben, daß wir es hier mit nichts Anderm als einem in seiner Erscheinungsweise, nicht aber im Wesen abgeschwächten Generationswechsel zwischen Ungeschlechtlich und Geschlechtlich zu thun haben; und es liegt nur an uns, ob wir noch einen Schritt weitergehen und erst die Metamorphose (bei Insekt und Neunauge), dann auch die Wandlungen, welche selbst der menschliche Eiinhalt nach erfolgter Conjugation bis zur ausgetragenen Frucht als Embryo zu bestehen hat, mit anreihen wollen. Das sind Fragen der Nomenklatur, der Systematik; und Wort und Begriff sind ja niemals fest umgrenzte Wesenheiten, sondern stets nur annähernde Zeichen, an sich nichts Wesentliches, — so wesentlich es immerhin für den Fortschritt der Erkenntniß sein mag, wie man seine Zeichen wählt. Sind die Theilungen und Knospungen, die alsbald nach dem Conjugiren im Ei erfolgen und sich von der Bakterientheilung und Hydrenkeimung schließlich nur dadurch unterscheiden, daß hier die neugebildeten Zellen nicht auseinander fallen, sondern vereint bleiben, daß ferner die Knospungen nicht selbständig werden, sondern als Theile dem Ganzen zugehören: sind diese Theilungen, ist dies Wachsthum nicht auch, wenn man will, ungeschlechtliche Fortpflanzung? Und so könnten wir, je nachdem wir es auffassen, selbst noch angesichts des Menschen von einem Generationswechsel sprechen; in diesem Falle würde die geschlechtliche Zeugung gegenüber den ungeschlechtlichen Weiterzeugungen quantitativ fast verschwinden, nichtsdestoweniger aber qualitativ sehr entscheidend bleiben. Dem entspräche die fortschreitende Verkümmerung der Geschlechtsgeneration bei den Pflanzen, von Farrnkraut und Schachtelhalm an beginnend: die höhere Pflanze selbst ist als ungeschlechtliche Generation zu betrachten. — Nun

zeigt der Generationswechsel die Sonderheit, daß seine unentwickelten (ungeschlechtlichen) Stufen selbständige ältere Entwickelungsformen gleichsam repetiren; aus dem Meduseneι entsteht im Generationswechsel kein freibewegliches, medusenartiges Thier, sondern ein festsitzendes, polypenartiges; die Meduse selbst ist ihrem Stammbaum nach als schwimmender Polyp zu deuten. Auch das Insekt macht zunächst einen wurmartigen Zustand durch (Larve, Puppe); und so erhält selbst der menschliche Embryo Kiemen wie ein Fisch und einen affenartigen Schwanz, verliert freilich beides wieder. Je entwickelter ein organisches Wesen ist, um so zusammengezogener, um so verwachsener werden seine grundlegenden Entwicklungsunterlagen erscheinen; sie sind gleichsam am Besten eingeübt; aber gleichwohl ward keine Urstufe getilgt, keine Urform des Stammbaums ist übersprungen; es fehlen nur die seitlichen Zweigentwickelungen, die das betreffende Wesen ja nichts angehen. Deshalb ist der Stammbaum des ersten Menschen durch Jahrtausende hindurch verhältnißmäßig leichter und weiter zu verfolgen, als der Stammbaum irgend eines unsrer Adelsgeschlechter durch Jahrhunderte. Es ergibt sich so Häckel's biogenetisches Grundgesetz: die Entwickelung des Individuums durchläuft abgekürzt die Entwickelung des Genus. Dies Gesetz zeigt drei Abstufungen seiner Offenbarungsweise. Erstens den Generationswechsel: die Hauptstadien sind in Generationen auseinander gezogen; zweitens die Insektenmetamorphose: die Hauptstadien treten zwar am selben Individuum, aber außerhalb des Mutterleibes auf; endlich die Entwickelung des Embryo: die Hauptstadien werden bereits im Mutterleib, respektive Mutterbeutel (Känguruh), Eischale (Vogel 2c.), absolvirt. Je entwickelter ferner ein organisches Wesen ist, um so rascher spinnt sich jene Bildung ab, welche die genetische Entwickelung wiederholt (Weg bis

zum neugeborenen Geschlechtswesen); um so langsamer aber geht die eigentlich individuelle Bildung vor sich (Weg von dieser Geburt zur Geschlechtsreife). Die später beweglichsten und stärksten Vögel sind in der Jugend am hülflosesten; der längsten Wartung bedürfen unter den Säugern die Menschen; selbst der Elefant wächst eher aus, obgleich hier die Tragzeit zwanzig Monate beträgt. Und was derart von der Physis gilt, das gilt nicht minder von der Psyche: der Säugling durchläuft noch einmal im Flug die ganze Folge der thierischen Seelenentwickelung, das Kind, weit langsamer, diejenige der menschlichen Kulturentwickelung; je stärker endlich eine geistige Individualität zu werden vermag, um so später pflegt sie voll auszureifen.

Welche Folgerung aber drängt sich uns Angesichts all dieser Thatsachen auf? — Es gibt einen misanthropisch klappernden, sich gewiß sehr weise dünkenden Spruch: „Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual." Hat dieser Vers Recht? Zunächst einmal: logisch ist er nicht; als ob nicht auch der Mensch mit all seiner Kultur letzten Grundes: Welt, Natur wäre! Aber auch sonst werden wir dem Dichter schwerlich mit einem überzeugten Ja zustimmen mögen. Die Natur selbst erscheint, bei genauerem Zusehen, durchaus nicht als allweise, allmächtige Schöpferin, — vorausgesetzt, daß die Annahme, es liege in ihrer Absicht zu schaffen, überhaupt Recht hat; ihr Schaffen könnte ja auch ein ganz zufälliges Nebenher, der Abfall und Abschaum uns unbekannt bleibender Dinge sein. Eher noch, als die Natur eine Meisterin zu nennen, — mag sie es im Vergleich mit uns selber hundert und tausendmal sein, — dürfte man eine Lernmamsell in ihr erblicken und behaupten, daß sie rechte Mühe mit ihrer Schöpfung habe. Mit der Höherentwickelung der Organismen hat sie einen

unendlich langwierigen Weg unendlich langsam zurückgelegt; suchend, versuchend und oft fehlend, verfehlend; sie hat Rückschlagsformen nicht zu vermeiden gewußt und ist in mehr als eine Sackgasse gerathen; wer weiß: vielleicht stellt auch der moderne Mensch wieder einmal eine ihrer Sackgassen dar? Es ist sicher viel Unvollkommenes in der Natur; wenigstens Vieles, dessen Umständlichkeit sich nur aus einer complicirten Entwickelung begreift; und wenn wir uns die Freiheit nehmen dürfen, hier von einem Ziel zu reden, so müssen wir gestehen: wir können nicht wissen, ob die Natur ein Ziel habe und es kenne; aber sollte sie es haben und kennen, und sollte es in der Richtung der Entwicklungslinie Protozoon-Mensch liegen, so scheint ihr der gerade Weg zu ihrem Ziele unbekannt zu sein; zum Menschen (diesen unbescheiden genug als Ziel der bisherigen Entwickelung der tellurischen Organismen gesetzt) hat sie ihn mindestens nicht gewußt, sondern tastend und probend, irrend und findend ganz allmälig entdeckt. Selbst der Instinkt ist, falls nicht Alles trügt, nur relativ frei vom Irren, nämlich gegenüber dem viel leichter irrenden Intellekt; absolut wegsicher, absolut „instinktsicher" ist er keinesfalls; wir erinnern einstweilen an die vom Aasgeruch der Stapelia irrgeleiteten Schmeißfliegen, werden aber auf noch viel schlimmere Holz- und Abwege des Instinktes treffen. Muß die Natur nicht sogar noch jetzt bei jedem einzelnen Menschen, wennschon mit größerer Sicherheit, immer wieder von vorn anfangen? Das biogenetische Grundgesetz besagt ja nichts Andres. Es sei zugestanden, daß der Entwickelungsgang, verglichen mit der Reifezeit, hier ein verhältnißmäßig kurzer geworden ist, auch wenn man nur die Mannbarkeit als Reife auffaßt. Wie anders noch bei der südamerikanischen Agave, die erst nach hundert Jahren einmal einen Blüthenschaft treibt, wie anders bei jener Cicade, die zur Entwickelung

einer Reisezeit von kaum einem Monat siebzehn Jahre braucht! Gedenken wir ferner des vierjährigen Larvenzustandes unsrer Maikäfer, des kurzen Falterlebens nach langem Raupendasein bei dem Schmetterling, des nur zweistündigen Tanzes der Eintagsfliege, die, wie die Gallenlaus, in ihrer vollendeten Form nicht einmal brauchbare Mundtheile hat, — warum noch fressen? sie pflanze sich fort und sterbe ab! — entsinnen wir uns all dieser Erscheinungen, so kommen wir uns freilich wie Glücks- und Sonntagskinder vor. Aber verhehlen wir es uns nicht: wie viel Stiefkinder und Enterbte, — Mißlungene, Unfertige, mit einem schädigenden Zuwenig oder Zuviel Belastete, auch noch unter uns Menschen! Wie viel böses Erbe, — Verpfuschtes, Mißglücktes, Rohes, — auch noch an uns selbst! Nicht, als ob dies ein pessimistischer Stoßseufzer sein sollte; es ist eine bloße Erkenntniß, die uns nicht trübselig machen wird. Denn sie wirft uns nicht um, und „was uns nicht umwirft, macht uns stärker.“

Wir versprachen, hier auch noch des Atavismus zu gedenken; wir können uns dabei kurz fassen. Wenn jedes Wesen die ganze Stufenleiter seiner Vorfahren zu durchlaufen hat, was ist dann natürlicher, als daß es nicht nur mit seinem allgemeinen Gattungshabitus von seinen allgemeinen Ahnen, sondern auch mit seinen besonderen Eigenthümlichkeiten von seinen besonderen Voreltern abhängt. Von den ferneren zunächst weniger, von den näheren mehr; aber in allen Fällen, in denen zum Beispiel die stärkere Animalität oder speciell Individuelles, wäre es auch Krankhaftes, gerade bei den entfernteren Ahnen liegt, mag deren Einfluß überwiegen. Deshalb treten Rückschlagsformen nicht allein aus Anlaß äußerlich dazu nöthigender Umstände auf; sie sind oft ererbt. Wir dürfen uns das Durchlaufen der älteren Entwickelungen nicht lediglich auf das Morphologe be-

schränkt vorstellen; es findet, vielleicht in weit höherem Grade, auch in physio- und psychologischer Hinsicht statt.

Wer an unsern Betrachtungen aufmerksam Theil genommen hat, dem dürfte schon zu wiederholten Malen ein Gedanke gekommen sein: „Werde nicht auf diese Weise — ich selbst zu nichte? Denn für was soll nach alledem das Individuum noch gehalten werden? Sind Ei und Samenthier*), die meine Eltern unbewußt abspalteten und welche die Grundlage zu den Theilungen bildeten, aus denen ich ebenso unbewußt constituirt ward, meine Eltern? Oder sind sie mein Ich? Oder keines von Beidem? Oder Beides zugleich? Doch das hieße ja das Ich bankerott erklären, und trotzdem bin — ich!" Wir machen also abermals die Entdeckung, daß Worte und Begriffe als Hülfsoperationen unschätzbar, im Uebrigen werthlos sein können; und machen, zu unserm Schmerze, diese Entdeckung gerade an dem für uns wichtigsten Wort und Begriff — am Ich. „Das Individuum selber ist ein Irrthum" (Nietzsche). Freilich ist das Alles keineswegs neu, schon längst hat man das cogitat an Stelle des cogito gesetzt, die grammatischen Personen verstellt; und nun sehen wir uns gezwungen, sie gar mitsammen aufzuheben, kurzweg zu leugnen. — Wirklich? Sind wir nicht vielleicht doch zu voreilig? Versuchen wir einmal verschiedene Definitionen des Individuums und proben wir durch Vergleich mit den entwicklungsgeschichtlichen Thatsachen aus, ob die eine oder andre nicht doch Stich zu halten vermag. Individuum sei zum Beispiel jeder Organismus, welcher unabhängige Sensibilität besitzt. Der vom Menschen ab-

---

*) Man nimmt an, daß das Samenthier der Drohne in der Samentasche der Königin unter Umständen zwölf Mal so lange als sein Erzeuger leben könne; das menschliche Samenthier soll im Körper des Weibes etwa drei Wochen lang lebensfähig bleiben.

getrennte Arm hört zu fühlen auf, er ist kein Individuum; das vom Menschen abgetrennte Samenthier und Ei fühlen, sie wären mithin Individua. Wie aber steht es damit bei dem Moosthier, wo neben dem Einzelnervensystem ein Kolonialnervensystem existirt? Das Einzelthier hat hier keine schlechthin unabhängige Sensibilität; unsre Definition erweist sich demnach als unzureichend. Wir versuchen eine andre Erklärung: Individuum sei jeder Organismus, welcher sich, von der Einzelzelle oder der Conjugation zweier Einzelzellen ausgehend, seine Organe selbst baut. Sicher ist der Mensch ein solches selbstgeschaffenes Gebäude des befruchteten Eies; freilich war der Bau von fremder Nahrungszufuhr abhängig. Allein aus dem Seeigelei entsteht zunächst ein wurmartiges Wesen, dessen Magen der Seeigel, der durch innere Knospung in dem Wurm sprießt, sich einfach einverleibt; der Wurm geht dabei zu Grunde. Fassen wir jetzt Wurm und Seeigel als zwei Individua auf, so trifft unsre Definition nicht mehr zu: der Seeigel hat seinen Magen nicht selber gebaut. Gelten uns dagegen Wurm und Seeigel als ein Individuum, so müssen wir consequent genug sein, auch andre im analogen Generationswechsel auftretende Formen, zum Beispiel Finne, Bandwurmkopf und -glieder, als ein einziges Individuum gelten zu lassen. Und doch glaubt die Wissenschaft gerade damit, daß sie den Bandwurm nicht mehr als Individuum, sondern als Kolonie zu verstehen lehrt, zu einem bedeutsamen Resultat gelangt zu sein. Kurz, mit unsrer Deutung ist es wieder nichts; wir müssen uns wohl oder übel zum Versuch einer dritten bequemen. Individuum sei nun jeder Organismus, welcher der Erlangung der Fortpflanzungsreife fähig ist, sei es einer geschlechtlichen oder ungeschlechtlichen. In diesem Falle müßten wir freilich die menschliche Neutra als nichtindividuell bezeichnen; und es soll

uns wirklich hierauf nicht ankommen. Allein nicht einmal diese Willkür hilft uns aus unsrer Noth heraus; denn wir begegnen noch ganz andern Schwierigkeiten. Bei dem Menschen sind die Neutra seltene Ausnahmen; die Hydractinia echinata dagegen weist regelmäßig außer den mundlosen, die Fortpflanzung besorgenden Koloniegenossen ungeschlechtliche Nährindividuen auf (man denke an Blüthe und Blatt bei dem Baum), und den Stöcken der Pennatuliden fehlen neben den Geschlechtsthieren nie die geschlechtslosen, wasserpumpenden Zooidien. Diese Alle würden uns bei der versuchten Definition nicht als Individuen gelten dürfen, schließlich vielleicht nicht einmal die 50000 Vestalinnen, welche mit den etwa 200 Männchen und dem einen geschlechtsreifen Weib ein sommerliches Bienenreich ausmachen. Aber da wollen wir doch lieber eingestehen, daß auch die letzte unsrer Definitionen unzureichend blieb. Wie Sterben und Fortleben so zusammenfließen können, daß wir bei der Wahl der richtigen Bezeichnung in Zweifel sein müssen, — wir erinnern an das Sich-Zerreißen der Seesternmutter; wie Fortpflanzung und Wachsthum in einander überschwanken, ohne daß wir stets eine feste Grenzlinie zu ziehen wüßten; so erweist sich auch der Begriff Individuum als ein unsicherer Cantonist, den wir nie dauernd in das Kasernenreglement unsres Denkens einfangen werden; nicht einmal dann, wenn wir uns darauf beschränken, ihn allein für unser menschliches Genus theoretisch festzulegen; praktisch werden wir ihn natürlich nicht verfehlen. Denn nicht nur Same und Ei führen im menschlichen Ich ihr eignes, individuelles Dasein; das führen auch die Blutkörperchen, die Hauptträger des Stoffwechsels im Blute, die sich bewegen, nähren, wachsen und mehren, genau wie einfache freilebende Organismen (Amöben); man kann sie mit Farbstoff füttern und sich von

ihrer Freßlust überzeugen. Nun faßt man aber das Blut als Bindegewebe mit flüssiger Intercellularsubstanz auf; nähren, wachsen und mehren sich nicht auch all' die einzelnen Zellen, aus denen sich der menschliche Gesellschaftsbau des weiteren zusammensetzt? Haben also nicht auch sie ihre individuellen Eigenheiten und Erlebnisse? Ja, erscheint nicht sogar jedes einzelne menschliche Organ gewissermaßen als ein Schmarotzer aller andern Organe, wobei gegenüber den gewöhnlichen Parasiten nur der Unterschied besteht, daß sich dieses Schmarotzerthum im gesunden Körper nicht allein als unschädlich, sondern als nützlich und zuletzt geradezu als nöthig erweist? Eine einseitig vortheilhaft gemeinte Handlung zeitigt ein gegenseitig vortheilhaftes Resultat.

Man spricht so gern von dem Fortschritt des sozialen Prinzips, von dem Segen der Arbeitstheilung; aber man geht sehr irr, wenn man annimmt, daß wirklich die Einsicht in den Nutzen wechselseitiger Unterstützung oder gar Freundschaft und Liebe die Zelltheile oder Zellen zu Organen umgebildet habe. Die Organbildung ist vielmehr aus dem Schmarotzerthum hervorgegangen. Das Soziale ruht hier ganz auf dem Parasitismus. Mag man noch so schöne Worte über das Aufkommen der Arbeitstheilung, sei es im Thierkörper, im modernen Fabrik- und Wissenschaftsbetrieb oder im Kunstbau politischer und religiöser Verfassungen verlauten lassen: Anfangs handelte es sich dabei nur um das Ausnutzen des Einen vom Andern, und nicht einmal das christliche Ideal vermag die Entstehung seiner Nächstenliebe aus der Eigenliebe völlig zu verschleiern. Liebe deinen Nächsten, — auf daß es dir wohlgehe im Himmel und auf Erden. Ganz so, wie das Prinzip des gegenseitigen Auffressens, des Stoffwechsels, das schließlich in der Geschlechtsliebe gipfelt, die Natur an allen Ecken und Enden mit seinen

Erscheinungen erfüllt, zieht sich auch das verwandte Prinzip des Schmarotzens, heute in die Forderung der allgemeinen Menschenliebe ausmündend, allüberall durch das Wesen alles Lebendigen. Schon die Infusorien haben ihre Schmarotzer; in einem einzigen Schmetterlingsei hat man dreizehn Eier einer Schmarotzerwespe gefunden; im Schmarotzer selbst leben nicht selten Aftermiether; ja das Männchen wohnt mehrfach als Parasit in seinem eignen Weibchen. Schmarotzen nicht auch die Drohnen im Bienenstock, bedarf nicht sogar die Bienenkönigin fremder Fütterung? Und dem Bienenstaat ist in dieser Hinsicht der Menschenstaat ganz ähnlich: jener basirt mehr auf dem Instinkt (Geschlecht), dieser mehr auf der Vernunft (Wissen und Bildung); in beiden Fällen aber wird das Soziale, die Schmarotzerei, zuletzt die Gefahr des die Grundlage bildenden Individuellen; eine Erstarrung tritt ein, und die Entwickelung muß sich dann von tieferer Stufe aus einen neuen Weg suchen, der vielleicht einmal weiter führen wird. Das Alles ist leicht verständlich, vorausgesetzt, daß man überhaupt verstehen will und sich nicht durch fortwährendes Schielen auf den Vortheil der Gegenwart, durch immer wiederholte Zwischengliederung des eignen Verlangens nach „unbedingter Ruh“ um das Stümpfchen Intellekt bringt, auf das man sich sonst als homo sapiens so stolz zu berufen pflegt. — Und wie haben sich nun auch die rein körperlichen Organe durch Schmarotzerthum herausgebildet? Primitive Organe hat zuweilen schon die Einzelzelle; die einzellige, zu Meterlänge anwachsende Siphonee zum Beispiel gleicht einer Wasserpflanze mit Wurzel, Ast und Blatt. Wir müssen uns die Organbildung hier etwa so vorstellen, daß ein Theil der Außenfläche, der der Wasserströmung (Futter-Hauptzufuhr) entgegengesetzte, statt Nahrung aufzunehmen, — was ihm nicht genügend gelang, — zu ruhen begann; er ließ sich

vom andern Theile mit füttern. Was rastet, rostet; der ruhende Theil ward also zur eignen Nahrungsaufnahme ungeschickt; aber da die Gesammtzufuhr nicht immer reichlich genug ausfallen mochte und da sich in solchem Falle der nicht fressende Theil am meisten verkürzt sah, suchte er dem, sich dehnend und streckend, abzuhelfen. Daraus entstanden mit der Zeit besondere Bewegungsfertigkeiten; und so ward das Parasitenthum zur Grundlage eines sich gestaltenden Bewegungsorganes*), an welchem die fressende Fläche nun auch ihrerseits schmarotzenden Antheil nahm; die größere Bewegungsfreiheit ermöglichte jetzt das Aufsuchen neuer und fetterer Weiden und kam so auch ihr zu Gute. Und so fort. Wo es sich um mehrzellige Körper handelt, fällt die Erklärung noch leichter. Nahrungssäfte fließen von Zelle zu Zelle über; eine Zelle, welche sich nicht genügend zu sättigen vermag, sucht Anschluß an eine andre, reichgenährte. Erst vielleicht ganz sporadisch, vorübergehend; später in regelmäßiger Wiederkehr, zuletzt dauernd; und diese Zellvereinigung, welche sich bald nicht mehr auf die Zahl Zwei beschränkt, bürgert sich so ein, daß sie sogar auf die Geburten zurückwirkt. Die Keime des Mutterleibes bleiben freilich selbstständig, soweit sie sich selbständig abspalteten; aber soweit sie sich ihrerseits weiterspalten, zerfallen sie nicht, sondern haften an einander fest (höheres Wachsthum). Die Urform all' dieser Zellkolonien ist der Klumpen, die Kugel. Aus ihr, etwa der Volvoxkugel, entsteht dann Häckel's Gasträa, mit den ersten Organanfängen: vorzugsweise bewegenden Außenzellen (Haut) und hauptsächlich fressenden Innenzellen (Mund, Darm, Magen); die Thätigkeit Beider läßt sich selbst

*) Hautlappen, Schwanz. Wie die Pflanzen-Theilformen sämmtlich auf das Blatt zurückgeführt worden sind, so werden sich die Thier-Theilformen als metamorphisirte Hautfalten auslegen lassen.

noch bei der Hydra vertauschen, die man wie einen Handschuh umkrempeln kann: sie verdaut dann mit der Haut statt mit dem Magen. — Schließlich treten an Stelle der Zellverbände Verbände ganzer Organismen auf; im Anfange unter körperlicher Verschmelzung der Einzelwesen. Die Staatsqualle ist eine Quallengesellschaft, wo die Gesellschafter sich geradezu in Nähr-, Wehr-, Bewegungs- und Geschlechtsorgane gewandelt haben, und was uns Flechte heißt, besteht aus einem mechanischen Gemenge von Urpflanze und Pilz; trennt man künstlich beide Bestandtheile, so pflanzen sich Beide je nach Art ihrer freien Sippschaftsgenossen selbständig fort. Immer lockerer wird der Verband bei der pflanzenartigen Korallenkolonie, dann im Insekten- und schließlich im Menschenstaat. Dafür ist aber der Einzelmensch selbst eine viel enger verbundene und künstlicher verflochtene Zellenkolonie, als der niedere Thierleib. Das Weizenälchen kann ohne Schaden auf lange Jahre eintrocknen, Fisch und Frosch Wochen lang einfrieren; in Schlangen fand man Kröten, deren Hinterbeine bereits theilweise verdaut waren, noch lebendig vor; bei einer mit dem Grabscheit halbirten Maulwurfsgrille fraß nach einer Viertelstunde die vordere Hälfte die hintere auf, in anderm Falle zuckte die vordere noch 82, die hintere noch 108 Stunden lang. Von solchen Erscheinungen ist bei dem Menschen keine Rede mehr. Sein Leib, seine Zellengesellschaft, ist viel zu fest gefügt und fein detallirt, die Arbeitstheilung seiner Organe ist zu althergebracht und ein gegenseitiges Vicariren deshalb zu stark erschwert, als daß er ähnliche Verletzungen ohne Falliment des Ganzen ertrüge. Aber sein Staat, sein Individuenverband, ist umgekehrt viel freier gegliedert als derjenige der Kerfe, und bildet sich in der Richtung nach größerer Freiheitsentwickelung fort.

Hier nun dürfte man uns mit einem lauten, fröhlichen, gesunden Lachen unterbrechen: „Wie? da haben wir ja das Individuum, nicht etwa nur in praktischer Lebensbetrachtung, sondern in ausgesprochen theoretischer These, auf einmal wieder vor uns! Welch ein Zirkeltanz!“ Und wir — wir lachen mit. Wir suchten eine Deutung des Individuum, wir fanden keine. Da entäußerten wir uns des unbequemen und jetzt haben wir es, ganz unverändert, wieder eingehandelt. Wir sind wohl umsonst zu Markte gefahren. Allein wenn es uns auch nicht gelang, einen besseren Begriff „Individuum“ ausfindig zu machen, als den bisherigen, wohl umsatzfähigen, aber schlecht geprägten, — ganz leer sind unsre Hände doch nicht geblieben; wir tragen zwei Erkenntnisse heim, die grade das Individuum betreffen. Denn unschwer lassen sich folgende beide Sätze aus unsern Darlegungen abstrahiren. Erstlich: die Selbstsucht führt das Individuum zu seinem Gegensatze, dem Sozialen; das Soziale aber ergiebt schließlich Individuen höheren Grades, die dann freilich wieder das Soziale anbröckeln, um auf ihrer höheren Grundlage höhere Sozietäten zu entwickeln. Das ist so gemeint. Die Zelle bildet einfache Zellverbände (Schritt vom Individuellen zum Sozialen); der Zellverband bildet Organe (Schritt vom niederen Sozialen zu höherer Individualität); je reichere Organe, desto reichere Physis und Psyche, desto frühere und folgenschwerere Vergesellschaftung (Schritt von der höheren Individualität zum höheren Sozialen). Die neu bereicherten Individuen schließlich werden die Fesseln der Gesellschaft abermals lockern, um zu noch höheren Sozietäten fortschreiten zu können. Mit Nietzsche's Worten: „Die Auflösung der Sitte, der Gesellschaft, ist ein Zustand, in dem das neue Ei (oder mehrere Eier) heraustreten. — Eier (Individuen) als Keime neuer Gesellschaften und Einheiten. Das Erscheinen der Individuen

ist das Anzeichen der erlangten Fortpflanzungsfähigkeit der Gesellschaft: sobald es sich zeigt, stirbt die alte Gesellschaft ab. Das ist kein Gleichniß." Und unsre zweite Erkenntniß: Ist der physische Mensch ein Zellenverband, so kann der psychische nichts Andres sein. Mag immerhin die Psyche der einzelnen Zellen verschieden mächtig auftreten, in Gehirn Mark, Nerv dominiren, in andern Theilen mehr zurückstehen: sie ist in allen Theilen vorhanden, so wie sich im Staat scheinbar fast nur die Lebensäußerungen der Herrschenden geltend machen, aber doch oft grade Bauer und Bürger die ausschlaggebenden Faktore sind.

Wir tragen jetzt ein Kapitel nach, welches mit der Entwickelungshistorie der Fortpflanzung, mit der Entstehungsgeschichte des Geschlechtlichen eng verknüpft und verkettet ist; es betrifft die Frage nach der Superiorität des einen oder andern Geschlechtes. Die Betrachtung des höheren Thierreichs möchte die Ansicht begründet erscheinen lassen, daß das männliche Geschlecht gegenüber dem weiblichen eine dominirende Stellung einnehme. Aber wir sahen schon bei der Parthenogenesis, daß aus den unbefruchteten Eiern vielfach nur Männchen hervorgehen; die Biene zum Beispiel scheint derart das Geschlecht des Kindes willkürlich bestimmen zu können, — vielleicht lernt es ihr der Mensch doch noch ab! Gewiß sind die befruchteten Eier als bevorzugte vor den unbesamten zu betrachten. Das Ei, das nicht zur Conjugation gelangt, ist unter Umständen gleichwohl der Entwickelung fähig; das Samenthier aber bedarf zu seiner Weiterbildung der Conjugation unbedingt: eine zweite Thatsache, welche auf die ursprüngliche Superiorität des femininen Geschlechtes hinzudeuten scheint. Weiter lehren uns die Biene und ihre Verwandten, daß die männlichen Larven zwar besser gefüttert werden als diejenigen, aus denen Arbeiter (verkümmerte

Weibchen) hervorgehen sollen; die zur Fortpflanzung bestimmte Weiberlarve jedoch, die der Königin, wird ihrerseits abermals reichlicher mit Futterstoff versehen, als die Larven der Männchen. Im Sinne der Natur dürfte demnach das Nahrungeintragen und Kinderpflegen der Arbeiter, der sprichwörtliche Bienenfleiß, als geringste Leistung gelten; die Zeugungskraft der Drohne als höhere; als höchste aber das Eierlegen der Königin; das ist am Ende auch uns verständlich. Auch bei der Pflanze, bei den Phanerogamen, welche besser die kryptogamsten Kinder Floras zu nennen wären, befindet sich der sorglich verhüllte Eistand in der Mitte der Blüthe; die Staubbeutel stehen viel ungeschützter darum umher. Und sprechen nicht selbst wir Angesichts der ungeschlechtlichen Vermehrung mit vollem Rechte lediglich von Müttern, statt von Vätern? Läßt nicht die Sage vieler Naturvölker, im Gegensatz zu der spätgeborenen biblischen, die Göttin vor dem Gott, das Menschenweib vor dem Menschenmann entstehen; spielen nicht auch in der Mythologie die jungfräulichen Geburten eine ganz andre Rolle, als die spärlichen väterlichen (Zeus' Tochter Athene)? Wenn gleichwohl heute das männliche Geschlecht vielen als das von Anfang an wesentlichere erscheinen will, so geschieht es sicher nur selten in Folge einer ruhigen Naturbetrachtung; meist wird die Beobachtung der heutigen sozialen Gliederung, die natürlich nicht ohne Rückwirkung für die Frauen geblieben ist, zu einem solchen Urtheil verleiten; trotzdem aber ging auch bei den Menschen der Androkratie eine Gynäkokratie voraus, trotzdem hat Mongré Recht: „Wo Weib über Mann zu herrschen kommt, siegt Natur über Widernatur.“ Es läßt sich nicht leugnen, daß das Uebergewicht an Größe und Stärke bei den meisten Säugern auf der männlichen Seite liegt; aber im ganzen Gebiete der niedern Thiere ist das Verhältniß nahezu ausnahmslos ein um-

gekehrtes; besonders heraustretende Exempel bilden zumal niedere Schmarotzerthiere, die Sakkulina und ihre Schmarotzerassel, der Syngamus, auch die grüne Bonellia. Bei Tubularia indivisa, einer Quallenkolonie, sind die Männchen geradezu zu bloßem männlichen Fortpflanzungsorgan verkümmert: eine Art Rückbildung von der Zweigeschlechtigkeit zum Hermaphroditenthum. Und selbst wo die Geschlechter ein getrenntes, selbständiges Dasein führen, ist der Größenunterschied zwischen ihnen vielfach ein gewaltiger. Bei dem gezähnelten Zungenwurm verhält sich die Mannes- zur Weibesgröße etwa wie 1 : 10, und das Weibchen der Jagdspinne ist immerhin noch reichlich doppelt so groß, als sein Männchen. Nicht so häufig wie die Differenz der Dimension, fällt die der Individuenzahl zu Ungunsten des maskulinen Geschlechtes aus. Daß es freilich Arten giebt, bei denen die Männchen nicht allein selten sind, sondern auch nur während einer kurzen Zeit des Jahres vorkommen, lehrte uns bereits die Betrachtung der Parthenogenesis. Eine ähnlich untergeordnete Rolle spielen sie bei den Räderthierchen; sowohl ihrer Seltenheit, wie ihrer abweichenden Form wegen, — im Gegensatz zu den Weibchen haben sie nicht einmal einen Darm, — wurden sie erst spät als die zugehörigen Familienväter erkannt. Hinsichtlich der Schildläuse bestehen noch heute Zweifel, ob sich bei allen Arten maskuline Individuen erhalten haben; wo sie vorkommen, weichen sie in Gestalt, Entstehungsweise und Lebensdauer stark von den weiblichen Formen ab. Aber auch ein massenhaftes Auftreten der Männchen gegenüber nur wenigen Weibchen ist keine Seltenheit (Eintagsfliege, Hirschkäfer); und von den Fischen an aufwärts wird die Ueberzahl der männlichen Individuen Regel; einige Ausnahmen, zum Beispiel die des indischen Elefanten, dürften sich, ebenso wie die schweren Geburtswehen seines Weibchens,

mit dem fortschreitenden Rückgang der betreffenden Thierreihe erklären lassen. — Zuletzt spricht noch die Thatsache, daß gewöhnlich das Weibchen vom Männchen aufgesucht wird, wie das Ei vom Samenthier, zu Gunsten einer naturhistorischen Höherstellung des weiblichen Genus; oft sind die Männchen ganz allein durch Flügel ausgezeichnet, selbst bei Schmetterlingen (Sackträger, Birnspanner, Blatträuber). Wird der am eifrigsten suchende Theil nicht der Ergänzung am bedürftigsten sein? So wenigstens faßt man es in kulturhistorischer Beziehung bei dem modernen Menschen auf, bei welchem ja umgekehrt das Weib eifriger sucht, als der Mann.

Aphrodite und Athene.

Nachdem wir das Wesen des Geschlechtlichen in seiner Entstehung und in seinen primitiven Formen zu belauschen und aufzudecken suchten und dann bis zu dem Punkte verfolgten, wo Mann und Weib so stark differenzirt sind, daß die Frage nach der Superiorität des einen oder andern Geschlechtes Sinn erhält, wenden wir uns jetzt einer zweiten Aufgabe zu; wir betrachten die Macht des Sexuellen. Allerdings könnte man uns einwenden, daß unsre vorige, den Entwickelungsgang betreffende Untersuchung noch gar nicht zum Abschlusse gebracht worden sei; wir hätten wohl den physischen Theil der Erotik behandelt, die Grundlage des rein sinnlichen Liebeselementes geprüft, der Aphrodite Pandemos unsre Aufmerksamkeit gezollt; aber bezüglich des wichtigen und nicht ohne weiteres verständlichen Uebertrittes der sinnlichen Geschlechtsliebe in das Psychische, Geistige, Platonische, Sinnige (Scheinbar-Unsinnliche) hätten wir uns ausgeschwiegen; der Aphrodite Urania sei mit keinem Worte gedacht worden, wir seien also die Ausführung eines wesentlichen Theiles unsres Themas schuldig geblieben. Dies zugebend, bitten wir den Leser gleichwohl, er möge sich einstweilen mit der Zusicherung begnügen, daß wir das vorerst Unterlassene an späterer, geeigneter erscheinender Stelle nachholen werden; jetzt aber möge er mit uns die Macht des Geschlechtes betrachten. Denn das Geschlecht besitzt, — besser, es ist eine Macht. Haben wir als seine Grundlage nicht längst den Instinkt

erkannt, — jenen Instinkt, welcher unter Umständen auch noch die Vernunft so leitet, daß sie im Wahne sich selbst zu nützen das thut, was ihr schadet und was nur dem Instinkte frommt? Die Allgewalt des Geschlechtlichen tritt uns bereits in den ersten Vorkehrungen entgegen, welche wir überhaupt zur Herbeiführung geschlechtlicher Vermehrung getroffen sehen: in dem Mechanismus der Paarung. Dieser setzt Anfangs ohne eigentliche Begattungswerkzeuge ein. Die frühesten Organismen sind Wasserbewohner; auch höhere Thiere verleben wenigstens ihre Jugendperiode vielfach noch im Wasser; selbst das menschliche Spermatozoon findet sich in ein feuchtes Element eingebettet. Im Wasser mußte es, bei starker Fruchtbarkeit, den beweglichen Samenthierchen verhältnißmäßig leicht fallen, zum Ei zu gelangen, zumal so lange dieses noch in das Freie heraustrat. Wir erkennen das deutlich am Laichgeschäft der Fische.*) Bei der Pricke saugt sich dagegen das Männchen bereits am Nacken des Weibchens fest, und bei den lebendig gebärenden Haien scheint es sich mit den in der Nähe des Afters befindlichen Anhängseln anzuklammern, wie das auch der Großflosser, vom Weibchen unterstützt, mit seinen langen Schwanzflossen thut. Die Quappen wiederum schwitzen, Bauch gegen Bauch und Geschlechtsöffnung gegen Geschlechtsöffnung gepreßt, nach Art der Regenwürmer und Blutegel ein sie in der Genitalgegend umschlingendes Band aus, so daß sie während der Ei- und Samenabgabe gleichsam verwachsen erscheinen. Aehnlich den Fischen die Lurche: sie suchen zum Theil das Wasser überhaupt nur noch behufs Vornahme ihrer Fortpflanzungs-

*) Man vergleiche in einem zoologischen Handbuch, etwa Brehm's Thierleben, die Kapitel Hering, Gründling, Hecht, Stichling, Zitterrochen, Schiedling, Renke, Blaufelchen, Forelle, Baarsch, Tun, Bitterling.

thätigkeiten auf. Unter den Schwanzlurchen giebt zuerst das Männchen, ein Weibchen verfolgend, den Samen ab, dann läßt das letztere entweder seine Eier fallen oder nimmt das samengeschwängerte Wasser durch den After in die eigne Leibeshöhle auf, derart die Eier im Mutterleib befruchtend. Kurz, wir finden selbst bei völligem Mangel aller eigentlichen Paarungswerkzeuge die verschiedensten Mittel und Wege zur Erreichung jenes einen Zieles, dem alles Geschlechtliche nachstrebt: der Befruchtung des Eies durch das Samenkörperchen, das heißt der Conjugation. Und auch noch außerhalb des Wassers hat sich die Liebe ohne Begattungsinstrumente mannigfach zu helfen gewußt, wenngleich oft auf eine recht umständliche und mühsame Art und Weise. In wie zahlreichen Fällen sind die Pflanzen darauf angewiesen, ihre Befruchtung durch den Wind oder ein Insekt vermitteln zu lassen. Dem Spinnenweibchen wird der Samentropfen vom Männchen mit den Mundtheilen in den Leib geschoben, aus welchem sich ihm ein Greiforgan entgegenstreckt; die Spinnenfrau besitzt, gleich Bienenkönigin und Schnecke, ein Samenreservoir, dessen Inhalt sich später über die abgelegten Eier ergießt. Das Männchen der Schildassel endlich setzt die Samenflüssigkeit an Fäden ab, die es nach Spinnenart herstellt, und diese Fäden sind es, welche vom Weibchen in die Geschlechtsöffnung eingeführt werden.

Auf den höheren Stufen des Thierreichs treten dann mit immer größerer Regelmäßigkeit eigentliche Begattungswerkzeuge auf. Zugleich läßt der Ueberschwang der Fruchtbarkeit nach; vielleicht, weil die gedrängtere Entwickelung jetzt die elterliche Kraft und Fürsorge mehr in Anspruch nimmt, vielleicht auch, weil das Erreichen der Conjugation nun besser gewährleistet erscheint. Der Uebergang zu der präziser wirkenden Begattungsmechanik findet vereinzelt an vielen

Punkten statt. Schon dem Blutegel eignet ein Paarungsglied; bei Rhabditis nigrovenosa bildet das männnliche Leibesende, in welches die Geschlechtsöffnung mündet, eine Art Glocke, die sich um das Geschlechtsthor des Weibchens legt und dort festsaugt; oft sind auch, in besonderem Futteral, Haftstacheln vorhanden. Die Schnecken besitzen, neben einem außerordentlich reichen inneren Geschlechtsapparat, sowohl ein vorstülpbares Begattungsglied, als auch sogenannte Liebespfeile; ursprünglich vielleicht auch festsitzende Haftorgane, sind es jetzt lose, harte Körperchen von Pfeil- oder Säbelform, welche die sich in verliebter Absicht nahenden Thiere gegen einander schleudern, — wie man annimmt als Reizmittel. Origineller noch ist das Begattungsinstrument des Tintenfisches. Es gleicht einem Sepienarm und wird unter schwerem Kampfe in die Mantelhöhle des Weibchens, in die sich sowohl Athemschlitz wie Eileiter öffnen, hineingeschoben. Glücklich eingeführt, reißt der Begattungsarm vom Männchen los, windet sich wie ein Wurm (noch Cuvier hielt ihn für einen solchen!) selbstständig im weiblichen Innenraume hin und her und schleudert den Samen ab. Sicher eine ihren Zweck vollkommen erreichende Vorrichtung, aber ebenso sicher eine höchst umständliche und zumal für das Weibchen mißliche Operation; die Natur gleicht hier einem Mechanikus, der zwar äußerst kunstreich, allein nicht weniger unpraktisch construirt. Im Insektenreiche ist dann das äußere männliche Paarungswerkzeug (Penis oder wenigstens Haftzange) fast schon Regel; das Insekt, das Landthier, steht damit über dem Fisch. Ueberhaupt darf, — ein für viele Mal gesagt, — nicht vergessen werden, daß die Gliederung in niedere und höhere Thiere nach den verschiedenen Gesichtspunkten verschieden ausfallen muß. Im morphologischen Systeme bleibt die Ameise freilich tief unter dem Affen, im Uebrigen aber

steht sie weit über ihm; sie erscheint als hochentwickeltes Endglied eines besonderen Stammbaumastes, während der Affe nur Zwischenglied eines solchen ist. Seine Stufenleiter wird zwar höher hinaufführen als diejenige, welche in der Ameise gipfelt; er trägt so die Anlage zu Höherem als jene in sich; aber doch eben nur die Anlage, das noch wenig geformte, noch wenig entwickelte Element. Im gleichen Sinne kann man auch vom Vogel sagen, er stehe über dem Säuger: der Form nach dem Menschen unähnlicher, ist er ihm im Wesen weit ähnlicher als fast alle Vierfüßer; der raschere Blutumlauf und die größere Beweglichkeit mögen hieran mit Antheil haben. — Zurück zum Insekt. Bei der Schildwanze erscheint die Ruthe aus Klappen gebildet, welche in gekrümmte Haken auslaufen; das Libellenmännchen faßt die Erkorene mit zwei Hafthaken im Genick, mit einem weiteren Doppelhaken an der Spitze des Unterleibes und paart sich so in inniger Umschlingung. Den männlichen Bachläufer (einen Schnabelkerf) zeichnen mächtige, zahnbewehrte Hinterschenkel vor dem Weibchen aus. Er trägt so Sporen wie der Hahn; bei dem Ameisenigel bilden dieselben sogar den einzigen äußeren Geschlechtsunterschied. Eine eigentümliche männliche Doppelform, von der letzten der Geschlechtsreife vorangehenden Häutung an, findet sich bei einer Scheerenassel; neben Individuen, die sich durch eine besonders stattliche Anzahl der Riechfäden hervorthun, giebt es andre mit geringerer Fühlerzahl (obgleich sie immer noch reicher als bei dem Weibchen ist), aber um so mächtigeren, beweglicheren Scheeren; man hat von Riechern und Packern des Weibchens gesprochen. Dem Holzbock, einer Milbe, dient außer den Krallen und besonderen Haftlappen auch noch sein Rüssel, den er in die weibliche Scheide einführt, als Haftorgan, und man sah eine solche Vereinigung fünf Tage und Nächte währen, wie ja

auch der Flohkrebs Tage lang am Weibchen festhält und die Paarung der Wanderheuschrecke 12 bis 24 Stunden andauert. Eine besonders hartnäckige Paarung findet ferner bei einzelnen Amphibien statt. Bauch gegen Bauch gekehrt, oder das Männchen auf dem Weibchen sitzend, sind gepaarte Schildkröten kaum zu trennen. Die männliche Eidechse packt die weibliche mit dem Kiefer, sie drückt und dreht ihr den Leib halb um, stülpt ihr so die Kloake heraus und vollzieht dann die Befruchtung; die dicke, zackige Doppelruthe des Scheltopusik macht die Vereinigung zu einer so festen, daß eine gewaltsame Trennung ohne Beschädigung der Thiere nicht möglich ist. Dies gilt auch von zahlreichen Schlangen, deren walzenförmiges, sich während des Aktes umstülpendes Begattungsorgan innen harte Stacheln trägt, mit denen es sich im weiblichen Geschlechtstheil festhakt. Ueberrascht und in die Flucht gescheucht, können sich die vereinten Gatten nur unbehilflich in der Richtung, welche der Stärkere von ihnen einschlägt, fortbewegen. Dabei währt die Verbindung auch hier zuweilen Tage lang, und oft schlingen sich mehrere Paare und Einzelthiere (Kreuzotter, Klapperschlange bis zu 30 Individuen) zu einem einzigen Knäuel zusammen; das Bild der Liebesvereinigung wirkt ansteckend; ähnlich die Reihenbegattung der Schnecken. Lassen sich nicht selbst männliche Frösche, welche sich nur mit ihrer Muskelkraft an das Weibchen zu klammern vermögen, lieber die Schenkel ausreißen, als lostrennen? Die Umfassung ist allerdings eine so gewaltsame, daß sie dem Weibchen selber gefährlich werden kann; die in seine Haut eingedrückten Zehen des Männchen verschwinden darin vollständig; und auch dieses Spiel, im Grunde nur ein Vorspiel, vermag acht, ja zehn Tage zu währen, falls das Eierlegen nicht früher beginnt. Einer solchen Paarungszeitlänge begegnen wir bei Vogel und

Sänger nirgends mehr; hier wird der Akt in gedrängter Kürze vollzogen, mit einem einzigen Ruck bei den Steißfüßen, denen ihr Körperbau die sonst in ihrer Klasse übliche Betretung verbietet. Aber dafür finden vielfach um so häufigere Wiederholungen statt. Gefangene Bären paarten sich von Anfang Mai bis Mitte Juni tagtäglich; bei einem Löwenpaar beobachtete man eine binnen acht Tagen 360 Mal wiederholte Begattung; und zwei Puma vereinten sich auf der Höhe ihrer Brunst durchschnittlich aller fünf Minuten.

Man hat bereits aus dem Vorgesagten zur Genüge ersehen, wie frei von Bedenken das Geschlechtliche sein Ziel verfolgt; die Eltern gelten nur als Mittel zum Zweck des Kindes; das Kind selbst wird dereinst, erwachsen, als nichts Andres gelten. Diesen Satz weiter zu illustriren, sind vor Allem die Fälle geeignet, in denen die Mutter dem eigenen Kinde zum Opfer fällt; eine besonders bei dem Generationswechsel häufig auftretende Erscheinung (Rhabditis nigrovenosa, Distomum echinatum, Heterodera, Sphärularia bombi). So zerstört ja auch die Pflanzenfrucht die Pflanzenblüthe. Eine spätere Stufe der Vernichtung durch die Jungen zeigen Gallen- und Schildläuse: das Weibchen erhärtet im Umrisse des in ihm entwickelten Eies, Fühler und Beine werden undeutlich, verwachsen, alle Gliederung verliert sich, und so ruht schließlich die Mutter als schützende Glocke leblos über ihrem Ei. Auch das Ohrwurmweibchen bleibt, wennschon ohne körperliche Veränderungen, über seinen Eiern sitzen und stirbt über ihnen ab; kriechen die Jungen aus, so fressen sie zunächst die todte Mutter auf. Das erscheint uns wunderlich genug; und doch sind es nur extreme Fälle jener in der niederen Thierwelt so oft beobachteten Regel, daß das Individuum, sobald es sich fortgepflanzt hat, den Schauplatz des Lebendigen verläßt. Fast im ganzen Insektenreich gilt das

Interesse des geschlechtsreifen Tieres nahezu nur noch der Zeugung und dem Brutgeschäfte; und fast im ganzen Insektenreich führen Zeugung und Brutgeschäft den sicheren raschen Tod der Elternindividuen herbei; das Männchen stirbt gleich oder bald nach der Paarung, das Weibchen nach der Eierablage; beide rafft die Erschöpfung und Entkräftung in Folge der rastlosen Fortpflanzungsthätigkeit hin, ihr Zweck und ihre Zeit haben sich erfüllt. Der Johanniskäfer, der gestern Abend glühte, wird auch heute Nacht leuchtend umher irren, falls er sich noch nicht zum Weibchen zu finden vermochte; im andern Falle aber ist mit seinem Leuchtfunken auch sein Lebenslicht bereits verloschen. So überlebt bei dem Insekt gewöhnlich das weibliche Geschlecht das männliche, und zwar um so länger, je mehr Eier es zu legen hat und je größere Sorgfalt dieselben erheischen. Bei manchen Arten überwintern allein die befruchteten Weibchen, indem sie sich in die Erde eingraben, um im Lenze wieder aufzuerstehen und Eier legend die Spezies zu erhalten; in andern Fällen wieder können gerade diejenigen Weibchen, die jungfräulich blieben oder wegen zu früh einbrechender rauher Herbstwitterung nicht mehr zur Abgabe der Eier kamen, ja selbst Männchen, denen die Paarung noch nicht gelang, ausnahmsweise den Winter überdauern; aber nachdem sie im Frühjahr ihr Fortpflanzungsgeschäft vollzogen haben, sterben sie sogleich. Der Variationen sind viele; das Thema ist dasselbe. Auch noch über das Insektenreich hinaus, bei Fisch und Frosch, ist der Tod keine allzuseltene Folge der Anstrengungen des Laichens. Die Lachse werden davon so erschöpft, daß sie weder jagen noch schwimmen können, eine Art Maulsperre bekommen und sich längere Zeit stromabwärts treiben lassen. Aehnlich bei Bitterling und Alse. Und Anklänge daran selbst noch bei dem höchsten Thier. Bedeutet, — von der Mutter

ganz zu schweigen, — nicht auch die Enthaltsamkeit des griechischen Athleten, des modernen Jockey, des gelehrten Kopfarbeiters Kraftstauung, wie umgekehrt stark ausladende Sinnlichkeit (moralisch Ausschweifung genannt) Kraftverlust bedeutet? Freilich ist nicht zu vergessen, daß das individuelle Maß dabei ein durchaus verschiedenes sein kann und daß erzwungene, ertrotzte Triebverhaltung oft nicht minder schädlich wirkt; selbst das natürliche Absterben der geschlechtlichen Kraft kann schlimme Folgen zeitigen (Klimakterion). Der Trieb treibt; ihm folgen, heißt sich mit ihm verbrauchen; ihm nicht folgen, heißt sich gegen ihn verbrauchen. Das Ziel ist dir gesteckt; den Weg wähle.

Jene erotischen Opferungen waren für die betreffenden Individua keineswegs erbauliche Verhältnisse; wir sehen die Natur sich in demselben Maße von ihnen entfernen, als sie zu höheren Stufen des Thierisch-Organischen emporsteigt. Zugleich setzt, als Gegengewicht zu dem das Fortpflanzungsgeschäft gefährdenden Verstande, die geschlechtliche Wollust ein, die vielleicht ursprünglich nur eine Befriedigung über die Erreichung des erstrebten Zieles ist. Nicht als ob die Wollust für das niedere Thierreich ganz geleugnet werden sollte; es scheint gegen ihr Vorhandensein zu sprechen, wenn die Tanzfliege das Verzehren einer erhaschten Beute mit dem Geschlechtsgenuß vereinbar findet, und doch wird sich in ihrem Hochzeitreigen schon eine Art sexueller Lust auslösen; einer Lust freilich, welche rasch zu recht unlustigen Folgen führt. Welch ein Glück, daß es unter diesen Wesen noch keine vorausschauenden Moralprediger giebt, — für unsre eigenen Moralprediger zumal, bis zu denen es ja sonst gar nicht so herrlich weit gekommen wäre! — Je entwickelter, fühlender, verständiger die Organismen werden, einer um so höheren Steigerung muß sich das Liebes-Lustgefühl schon

deshalb fähig erweisen, weil es die vielfach mit der Begattung verbundenen Schmerzzustände, die nun immer deutlicher in das Bewußtsein fallen, zu überwiegen hat: auch die Einrede der keimenden Vernunft ist zu paralysieren. Das Vorhandensein schwieriger und schmerzhafter Begattungsvorgänge vorausgesetzt, wächst die Wollust wohl in demselben Maße, wie die Feinheit der psychischen Mechanik (beides ist ja wesentlich Nervensache); und zwar auch noch unter den menschlichen Individualitäten. Die Wollust hat freilich nicht immer leichtes Spiel; aber gerade dann offenbart das Geschlechtliche abermals seine ganze Macht. Wir sahen es vorhin die Eltern vernichten, nur zu Gunsten der Jungen; wir sehen es jetzt die Eltern verfeinden: wieder lediglich zu der Jungen Gunsten. Dabei gilt im Allgemeinen die Regel, daß der Vater der angreifende, die Mutter der abwehrende Theil ist: das Weib ist der leidendere Theil als der Mann und deshalb der bedenklichere. „Ich verlasse mich auf das herbe, aber unumwundene Wort der Naturkunde: das männliche Thier ist sehr grausam. Ein Wort, das unglücklicher Weise durch die Medizin und Chirurgie bestätigt wird, die man oft genug wegen der Folgen consultirt" (Michelet). Schon die Kopffüßer, hochentwickelte Thiere, Primaten ihrer Ordnung, bieten uns ein erstes Beispiel dar. Wir beschrieben oben die Einführung des männlichen Begattungsarmes in die weibliche Mantelhöhle: eine Prozedur, die, wie man leicht begreift, für die Gattin kein Vergnügen ist; sie wehrt sich auf das Entschiedenste dagegen. Collmann, der eine solche Paarung beobachtete, beschreibt sie als einen Kampf auf Leben und Tod. „Die Thiere schienen im Begriffe, sich gegenseitig im vollsten Sinne aufzufressen. Dabei funkelten die Augen, die jetzt dunkelbraunen Leiber drängten sich an einander, heftige Athembewegungen schleuderten das Wasser

aus dem Trichter, daß es wirbelnd auf- und niederwogte, wie Schlangen glitten die Arme hier- und dorthin, klammerten sich an die Mantelfläche, um gleich darauf mit entsetzlicher Rohheit losgerissen zu werden, so daß bei einem der Thiere die Haut in Stücken ging. Das ist die Liebeständelei der Kraken." Auch bei den Fischen macht sich zuweilen die sexuelle Brutalität des Männchens geltend. Der Großflosser kann zum böswilligen Gewaltherrscher werden; wenn seinem Weibchen die Eier nicht früh genug abgehen, verfolgt er es, zerschleißt ihm die Flossen, zerreißt ihm die Augen, ja tödtet es. Nicht ganz so schlimm treibt es der Stichling, er begnügt sich mit Stachelstichen und Schwanzflossenschlägen. Man beachte hierbei wohl, daß in beiden Fällen gerade die Männchen fleißige und geschickte Nestbauer, fürsorgliche und muthige Väter, die Weibchen dagegen ziemlich indifferente Wesen sind; der Segen höheren Seelenlebens macht sich also, auch in der Liebe, zunächst in einem der allgemeinen Eintracht entgegengesetzten Sinn bemerkbar. Ein Treiben des erkorenen Weibchens findet bei dem Bitterling statt, und die Blindschleichin, um hier noch ein Amphib zu erwähnen, wird von dem brünstigen Gatten so rücksichtslos am Hinterkopf gepackt, daß es ohne Schuppenverletzung selten abgeht. Unter den Vögeln, zumal den Hühnern, kommt es zwar auch häufig zu einem Mißhandeln, Kratzen, Hacken, Treiben (Fasan, Wachtel, Hahn); allein daneben ist wollüstiges Zärtlichthun nicht selten (Wellensittich); so hat man als Bild menschlicher Liebesfreuden das sich schnäbelnde Vogelpaar gewählt. Jedenfalls ist die Paarungsheftigkeit der Sänger wieder eine viel herrischere und wildere, als die der Vögel. Man blicke auf die strenge Alleinherrschaft, die der Edelhirsch ausübt; er duldet nicht die geringste eigenwillige Entfernung eines Weibchens, verlangt bei dem Gang zur Quelle die

Begleitung des ganzen Rudels und treibt, wie Elch und Gemse, Reh und Wisent, die Erkorene stundenlang umher. Je älter und stärker er wird, um so mehr vernachlässigt er die willigen älteren Ricken, um so mehr jagt er das angstschreiende Schmalthier: — eine Spur Sadismus schon hier? Man vergleiche noch Puma, Jaguar, Eisfuchs, Wildschwein, Aguti, Feldhase, Känguruhratte, Maulwurf, Seebär, Hundskopfaffe. Bei den Katzen liegt das heftigere Gebahren fast auf Seiten der Weiber; sie suchen den Kater zwar auf, wehren aber dann doch seine Annäherungsversuche mit tüchtigen Tatzenschlägen ab. Das Fauchen und Kreischen, welches solche Paarungen begleitet, hat wohl Jeder schon einmal gehört und verwünscht; und wer ein gutwilliges Metaphysikerohr zu jener andern verliebten Katzenmusik, der abgründlich klagenden, mitbrachte, dem darf man es nicht verargen, wenn ihm scheinen wollte, als werde hier wirklich aus dem Bauche alles Seins heraufmusicirt; Hiddigeigei gilt als Philosoph.

Es ward gezeigt, zunächst, wie die Eltern ihren Kindern zum Opfer fallen; sodann, wie das Männchen sein Weibchen bedroht; beides in Folge geschlechtlicher Verhältnisse. So darf nun auch nicht verschwiegen werden, daß zuweilen gleichwohl das gerade Gegentheil geschieht: die Eltern fressen die eigenen Jungen auf; das Weibchen bedroht sein Männchen. Ist unter solchen Verhältnissen abermals ein verkappter Geschlechtsinstinkt thätig? Man wird dies verneinen dürfen. Von den beiden das Getriebe erhaltenden Kräften, welche Schiller's Spruch namhaft macht, ist diesmal nicht die zweite, die Liebe, sondern die erste, der Hunger, wirksam. Das Auffressen der Brut durch die eigenen Eltern findet sich namentlich da, wo neben der Freßgier eine reiche Geschlechtsproduktion einhergeht; oder wo sich die Brutpflege

einseitig ausgebildet hat, sei es nun, daß die Mutter schützt und der Vater nachstellt (Kaiman, Aguti, Katzen, Hunde), sei es, daß der Vater wehrt, die Mutter giert (Stichling, Großflosser). Wenn Säugerweibchen die Jungen des ersten Wurfes todtbeißen und aufzehren, spätere Geburten aber zärtlich hegen und pflegen, so mag man dies mit den Schmerzen der ersten Wehen in Zusammenhang bringen; und wenn namentlich bei gefangenen Thieren die Vernichtung der Jungen durch die eigene Mutter beobachtet wird, so darf darin, Angesichts wilder Thiere, eine eifersüchtige Eigenthums-vertheidigung, Angesichts der Hausthiere eine Art Degeneration erblickt werden. Auch das Auffressen von Geschwistern (Habicht) ist neben Geschwisterpflege (Teichhuhn, Wellensittich) beobachtet worden; und im niederen Thierreich giebt es einzelne Fälle, in denen es sogar Regel ward, daß sich ein zur Entwickelung gelangender Keim mit den sich nicht entwickelnden Geschwister-keimen mästet (Wellhorn, Schwimmschnecke). — In zweiter Linie haben wir hier der Fälle zu gedenken, in denen das Weibchen dem Männchen gefährlich wird; nicht aus Wollust, wie es bei der Umkehrung geschah, sondern aus Freßlust. Einem solchen Appetit zu fröhnen, ist natürlich nur da möglich, wo die weiblichen Individuen noch größer und stärker sind als die männlichen. Man hat beobachtet, wie nach der Paarung Raubfliegenweibchen das Männchen tödteten und aussogen, wie auch die Gottesanbeterin ihren Gemahl nach der Begattung verspeiste, und wie behutsam sich ein Heupferd-männchen zu vergewissern suchte, ob wirklich verliebte Absicht oder bloße Nahrungssorge ein nahendes Weibchen zu ihm führe. Daß die Bienen zur Zeit, wo die Nahrung knapp wird, die Drohnen verjagen und tödten, ist bekannt; der Bien hat seine Schuldigkeit gethan, der Bien kann gehen. Am auffälligsten aber liegen der Hunger und die Liebe bei dem

Räubervolke der Spinnen mit einander im Streit. Hier gilt das männliche Geschlecht als das appetitlichere, freilich in einem für die armen Freiersleute verhängnißvoll werdenden Sinne; sie suchen ein liebendes Herz und finden statt dessen einen guten Magen, statt eines zahmen Käthchens eine blutdürstige Penthesilea. Und sie wissen auch bereits, wie leicht ihnen das Mißgeschick zustößt, trotz ihrer besten Absichten nur als fetter Bissen in Betracht zu kommen. Deshalb nahen sie sich im zögerndsten Lento, mit unendlicher Vorsicht in Bezug auf ihr Ziel, nicht in Bezug auf alle sonstige Umgebung. Gleichsam zwischen den Zähnen tragen sie ihr Samentröpfchen heran und warten, bis sich das Weibchen mit angezogenen Beinen starr im Netze aufgehängt hat. Diese Stellung (wehe, wenn sie erheuchelt wäre!) flößt einiges Vertrauen ein. Das Männchen rückt jetzt dicht heran und betastet das Weibchen, wohl eine Viertelstunde lang, als ob es dem Landfrieden noch kein Zutrauen schenke und erst noch besänftigen wolle; sehr kleine Männchen springen auf den Rücken der ungleichen Partnerin, dort kann sie ihnen am wenigsten anhaben. Und dann, wenn keine Katastrophe erfolgte, wendet sich das Männchen mit plötzlichem Ruck, führt seine Kiefertheile in die weibliche Scheide und deponirt dort den Samen, um sich gleich darauf schleunigst zurückzuziehen, damit es nicht doch noch das Opfer seiner Dame werde. So zeigt sich hier der sonderbarste Conflikt zwischen Speise- und Geschlechtshunger; aber der letztere ist, wenn auch nicht regelmäßig, der heftigere; und gerade hier, wo sie auf einen beachtenswerthen Rivalen stößt, tritt die siegreiche Macht des Geschlechtlichen in ihrem vollen Umfange hervor. Oder bedürfte es dazu noch eines andern Beweises, als der Thatsache, daß bei den Spinnen trotz alledem eifersüchtige Kämpfe der Männchen, auf Tod und Leben, keineswegs selten sind?

Damit gelangen wir zu jenem Liebeskapitel, welches die Ueberschrift trägt: das Weib will erkämpft sein. Wie wir soeben sahen, setzt es bereits mit dem Insektenleben ein; auch die Maikäfer balgen sich um ihr Weibchen, nur hat bei ihnen, den harmlosen und wehrlosen Vegetarianern, der Liebesstreit einen minder blutigen Charakter. Weiterschreitend zum Reiche der Fische — man verzeihe, daß wir immer wieder die Beispiele häufen; aber gerade durch diese Unerschöpflichkeit an Variationen läßt sich die Gewalt des Geschlechtlichen am besten verdeutlichen — begegnen wir vor Allem Lachs, Bitterling, Großflosser und Hai als Helden galanter Liebesturniere. Der alte erfahrene Lachs, welcher ein Weibchen begleitet, duldet im Uebrigen nur junge, schwächere Männchen in ihrem Gefolge. Jeden andern Nebenbuhler abzuschlagen, liegt er eifersüchtig auf der Lauer; während er aber einen solchen erspähte und bekämpft, eilen die Junglachse herbei und finden so auch ihrerseits Gelegenheit, Eier des Weibchens zu besamen. Das erinnert an die Hirsche, Gemsen und Renthiere, bei denen die jungen Spieser gleichfalls nur während der oft stundenlang währenden Duelle der Alten hoffen können, zum Beschlag zu gelangen; gelingt ihnen das nicht, so müssen sie sich gedulden, bis der entkräftete Pascha nach einiger Zeit den Brunstplatz aus freien Stücken verläßt. — Bei dem Großflosser streiten sich selbst die Weibchen. Ferner führen Schildkröte und Kaiman ernstlich gemeinte Liebeskämpfe auf; die Echsen verbeißen sich fest in einander und fahren in blinder Wuth selbst auf zufällig des Weges kommende Weibchen zu, daher ihre häufigen Schwanzverstümmelungen; und auch die Kröten zanken sich um den Besitz eines Weibchens. Drei oder mehr Männchen klammern sich an ein solches an Rücken und Flanken, suchen sich in die günstigste Stellung zu drängen und ihre Mit-

bewerber abzuschlagen. Wahrhaft großartige Dimensionen aber gewinnt dieser eifersüchtige Neid der Concurrenten im Liebeskampfe unter den Vögeln und Säugern. Bezüglich der ersteren erinnern wir hier an Gänse, Enten, Hühner; Kolibri, Fink, Sperling, Lerche; Segler und Raubvögel. Zu einem besonderen Sport haben sich die Duelle bei dem Kampfläufer ausgewachsen. Daß auch hier die Liebe einmal die Grundlage der Streitlust abgegeben haben muß, dürfte Angesichts des Umstandes, daß die Kämpfe gerade zur Paarungszeit, im Hochzeitskleide stattfinden, nicht zu bezweifeln sein, aber heute bildet die Liebe nur noch ein untergeordnetes, zufälliges Motiv. Auf besonderen Paukplätzen pflegen die Gegner einander zu erwarten und sich, oft zwei oder drei Paare zu gleicher Zeit, in gesondertem Zweikampf zu befehden. Dabei entwickelt sich das reine Mensurleben; die Angriffswaffe, der lange, jedoch weiche, leicht verbiegbare, vorn kolbige und auch seitlich abgestumpfte Schnabel, dient als Florett; Binde und Bandagen bilden die natürliche Warzenpanzerung des Kopfes und der dichte, in der Auslage schildförmig gesträubte Halskragen. Jedem Waffengange geht eine Art Vorspiel voraus: Kopfnicken, zitterndes Brustbeugen, das Ziel nehmendes Auslegen des Schnabels; dann folgen der Anlauf und die rasch geführten, erregten Stöße; den Schluß machen noch einige drohende Luftstöße. So lernen wir hier eine helle Kampfslust kennen, die ihren Ursprung aus eifersüchtiger Gegnerschaft bereits nahezu ganz vergessen hat und an sich selber ein reines Genügen findet. Man wird natürlich nicht alle und jede reckenhafte Tüchtigkeit, die in Ernst oder Spiel bei dem Thiere vorkommt, auf diesen einen, als geschlechtlich aufgedeckten Ursprung zurückführen wollen (auch der Muth der Mutterliebe ist geschlechtlich); aber daß der den männlichen Muth nährende Zufluß dennoch gerade an dieser Stelle ein

besonders reicher ist, wer wird es leugnen mögen? Den Hahnenkämpfen stehen die Stierkämpfe zur Seite; die ungebändige Wildheit des jeden Gegner getrost aufnehmenden Bullen hat mit der Liebe gar nichts mehr zu thun — wirklich? Nein! im Gegentheil: Dieser Trotz hat es überhaupt erst auf der Grundlage des heftigsten geschlechtlichen Verlangens zu jenem Ungestüm gebracht, welches jetzt freilich den Stier auch in allen andern Dingen auszeichnet; das Geschlechtliche gab dem Charakter als Ganzem seine Signatur. So werden mehr oder weniger heftige eifersüchtige Kämpfe auch von Jak und Wisent, Mufflon, Katschkar und Mähnenschaf, Gemse, Steinbock und Elch aufgeführt; oft auf Leben und Tod. Je kräftiger ein Kulanhengst ist, um so mehr Stuten sammelt er um sich, dreißig, selbst fünfzig; bei seinem Tode würden sie sich zerstreuen, bei seiner Niederlage dem Sieger oder andern Bewerbern nachlaufen. Die jungen, mannbar werdenden Hengste leidet kein Führer eines solchen Truppes in dessen Nähe; sie thun sich entweder mit den gleichfalls vertriebenen, noch nicht rossigen Stuten zusammen oder leben so lange einsam, bis die immer mächtiger aufflammende Liebesbegier Kämpfe, die Kampfgewohnheit Stärke, und die Stärke den Besitz herbeiführen. Bei andern gesellig lebenden Säugern sind es umgekehrt gerade die alten Männchen, welche ein mehr oder weniger freiwilliges, nur zur Brunstzeit aufgegebenes Einsiedlerleben führen (Känguruh, Nasenbär, Wildschwein), oder als übermächtige, allzu herrische, unwirsche Gesellen gewaltsam zu einem einsamen Dasein genöthigt werden (Ratte, Elefant, Rinderarten). — Auch Maulwurf, Eichhorn, Gartenschläfer, Katzen, Hunde, Robben befehden einander. Die Hasen ohrfeigen sich, daß die Wolle fliegt. Die Häsin selbst folgt aber dem behendesten ihrer Bewerber; Schnelligkeit und Geschicklichkeit im Lauf, das ist

des Hasen vorzüglichste Tugend. Fauchend und knurrend jagen sich die Edelmarder umher, und abermals scheint das Weibchen daran Gefallen zu finden, die Verliebten hinzuhalten, so daß ihr Kampf immer auf das Neue entbrennt. Inmitten all dieses brünstigen Zwistes machen wohl einzig und allein die Fledermäuse von der großen Regel eine große Ausnahme; sie, die sonst unverträglichen und bissigen, zeigen sich gerade zur Paarungszeit friedlich und duldsam. Während sich ein Flugfuchspaar, das man zeitweise getrennt hatte, bei seiner Wiedervereinigung mit gefährlichen Verletzungen begrüßte, fand man mehrere männliche Zwergfledermäuse gleichgültig einem sich zur Begattung anschickenden Genossen zusehen, und ebenso ruhig begatteten sich verschiedene Männchen nach einander mit ein und demselben Weibchen. Aber das ist eben doch nur eine seltene Ausnahme. Im Uebrigen gilt statt der Duldung der Kampf, statt der Gleichberechtigung das Recht des Stärkeren; dem Sieger, und nur ihm, winkt als Lohn der Liebesgenuß, sei es ein freiwillig dargebrachter, ein gleichgültig gewährter oder auch ein erzwungener. Es ist das große Gesetz der natürlichen Zuchtwahl, welches, hier in der Verbindung mit dem Gesetze der Vererbung, zum Unsegen vieler gegenwärtiger Individuen, aber zum Segen der künftigen Geburt waltet; wir sehen abermals das Glück einer großen Zahl, vielleicht sogar oft einer Mehrzahl, der unbarmherzigen Allmacht eines geschlechtlichen Zweckes hingeopfert, und zwar, im Prinzip wenigstens, bis herauf zu dem Menschen. „In jedem Weibe ist ein Letztes, das sich nur dem starken Manne ergiebt. — Hat nicht das Weib tausend Mal Recht, wenn es, wie in jenem Hebbel'schen Gedicht, den ideologischen Zwitter stehen läßt und einen dreisten Drauflosgänger mit seiner Gunst beglückt?“ (Mongré.)

Die Eifersucht, die Streitlust während der Brunstzeit können geradezu als ein Kennzeichen derselben gelten; als ein wichtiges Kennzeichen, aber freilich bei Weitem nicht als das einzige. — Das Eintreten des Frühlings weckt in der ganzen Natur die junge Werdelust, und zwar wird es Frühling im Norden, wenn die winterliche Kälte und Nässe, im Süden, wenn die sommerliche Hitze und Trockenzeit weichen. Die unfruchtbare Periode ist also in beiden Fällen eine entgegengesetzte: dem thierischen Winterschlaf unter dem Polarkreis entspricht ein thierischer Sommerschlaf unter dem Aequator. Das Eintreten der guten Jahreszeit ist aber nicht etwa schon für die Befruchtung und Empfängniß selber wichtig; es ist nur für die Neugeburt von wesentlichem Interesse, daß sie in möglichst günstige Temperatur- und Nahrungsverhältnisse hineintreffe, und erst in Abhängigkeit hiervon wird die Jahresperiode auch für die Zeugung maßgebend, insofern zwischen ihr und der Geburt geregelte Intervalle bestehen. Bei dem Säugethier gilt als gewöhnliche Zeit des ersten Wurfes nahezu immer der Frühling; die Brunstzeit kann dagegen sehr verschieden fallen, je nach der Trächtigkeitsdauer des betreffenden Säugers. Der Esel, der im rauheren Norden nur während der Frühlings- und der ersten Sommermonate brünstig ist, liebt in den milderen Mittelmeerländern das ganze Jahr hindurch; und der Mensch — Verzeihung, daß wir vom Esel gleich auf den Menschen verfallen, es ist nicht bös gemeint —, der Mensch vermag, dank seiner Wohnungs-, Kleidungs- und sonstigen Vorkehrungen, selbst im Norden in allen zwölf Monaten sowohl zu zeugen und zu empfangen, als auch zu gebären; aber selbst an seinen gebildeten Eingeweiden geht der Wonnemond nicht immer ganz spurlos, nicht immer ganz unempfunden vorüber. Bei den Vögeln ist die Dauer des Fortpflanzungsgeschäftes eine kürzere und gleichmäßigere,

als bei den Säugern; deshalb findet es regelmäßiger in dem Frühling statt; und doch ist es vielleicht keine zufällige Analogie, daß der Auerhahn nie balzt, wenn er Schnee oder Regen wittert; wohl aber bei schlechtem Wetter, wenn gutes in Aussicht steht. Ungebundener in der Wahl ihres Liebesmonates sind die niederen Thiere; plötzlicher Kälteeintritt unterbricht wohl auch ihre Paarungslust, allein das Wasser hält gleichmäßiger Wärme und gestattet leichter Wanderungen, um dieser nachzugehen, als das Land; Aktinie und Hummer haben keine geregelte Satzzeit. Es kommt noch hinzu, daß sie ja auch minder empfindsam sind, als höher organisirte Wesen. Noch fehlt hier die eigentliche Brunst, wenigstens so weit sich das von uns erkennen und beurtheilen läßt; erst vom Insekt an aufwärts beginnen untrügliche Kennzeichen ihres Vorhandenseins. Wenn beispielsweise die zuerst zum Vorschein kommenden männlichen Bienenkäfer das Erscheinen der Weibchen nicht erwarten können und sich daran machen, die Gehäuse Jener aufzubeißen, um sofort zur Paarung zu schreiten: sollte man Angesichts eines so ungestüm verlangenden Begattungstriebes nicht mit vollem Rechte bereits von Brunst reden dürfen? Unter Fischen und Lurchen mehren sich dann ihre Anzeichen; oft macht sich ein völlig verändertes Gebahren bemerkbar. Bereits lange vor dem Laichen nehmen die Blaufelchen keine Nahrung mehr auf; der Huchen geberdet sich wie taub und blind geworden, und der sonst so vorsichtige Hecht läßt sich mit Händen fangen; auch Schleie, Blicke, Schiedling verlieren alle Scheu. Aehnlich bei dem Kriechthier; wer von einem in der Paarung beflissenen Schildkrötenpaar das Weibchen tödtet, pflegt mit dem Fange des Männchens leichte Mühe zu haben; aber Leguan und Scheltopusik schnappen nun nach Allem und Jedem, was ihnen in die Nähe kommt; die Nattern werden immer angriffslustiger. Noch weit mehr beeinflußt die Brunst

den Vogel, zumal das Männchen. Wir haben einstweilen die auf die Kunst hinzielenden Thätigkeiten aus dem Spiele zu lassen: auch sonst setzt mit der Brunst ein durchaus neues Vogelgebahren ein; selbst das Fressen wird entweder fast ganz vergessen oder immer hastiger, und zeitweise unterdrückt die Liebesbegierde jedes andre Interesse, jede geringste Vorsicht. Den balzenden Auerhahn stört der Knall eines ihn fehlenden Schusses nicht im mindesten, Rothschwirle verfalzen sich bis zu den Füßen des ihnen nachstellenden Beobachters; auch bei dem Kondor findet ein förmlicher Geschlechtsrausch statt, mit sonderbaren Drehungen, Umhalsungen, Zittern, Gurgeln, Fauchen, Balzlosung. Man darf die physiologische Seite der Brunst nicht unterschätzen. Hierher gehören die weitverbreitenden bebenden Körperbewegungen, schon bei Fisch und Amphibium; gestörter Stoffwechsel; sowie jene stark riechenden Absonderungen, bald bei beiden Geschlechtern, bald bei nur einem auftretend; bald auf die Liebeszeit beschränkt, bald auch sonst vorhanden, aber sich jetzt außerordentlich steigernd; so Krokodil, Brillenkaiman, Krustenechse, Biber, Bisamratte, Steinmarder, Elefant, Mähnenhirsch, Stinkthier, Zorilla. Der Geruch des Pampashirsches wird so stark, daß man ihn noch an Stellen, wo der Hirsch vor einer Viertelstunde vorübergekommen ist, wahrnehmen kann; wurde jedoch das Thier in seiner Jugend verschnitten, so bleibt der Geruch aus; auch bei dem auf eine Viertelmeile am Geruch erkennbaren Moschusthier erhält der Moschusbeutel erst bei dem erwachsenen Individuum volle Größe und vollen Inhalt. Ferner sind hier zu erwähnen Verfärbungen und gesteigerter Farbwechsel (Stichling, Rothkehlanoli, Vögel); Stimmerregungen bei sonst stummen oder schweigsamen Thieren (Elefantenschildkröte, Anakondaschlange, Igel, Gemse, Schakal, Esel). Der Ochsenfrosch brüllt ganze Nächte hindurch, das Agamännchen trillert

und die männliche Geburtshelferkröte wird nach sechsmonatlichem Schweigen mit einem Male wieder laut; auch der Laubfrosch quakt erst nach erlangter Mannbarkeit. Endlich lassen sich noch Schwellungen hier anführen (Axolotl, Pavian), eigenthümliche Aufblähungen und Vorstülpungen (Kropftaube, Großtrappe, Fasan, Satyrhuhn, Prairiehuhn, Kameel, Hirschziegenantilope), Häutung, Mauserung, Härung, Geweihwechsel, das später zu beschreibende Hochzeitskleid. Hunde und Ziegen, deren Geschlechtsrausch nicht befriedigt ward, können krank, ja selbst toll werden; mehr oder weniger närrisch macht sie die Liebe ohnedies. Junge Hirsche, die sich durch alte an der Kühlung ihres Gelüstes verhindert sehen, laufen wie unsinnig mitten in die Aecker und Gärten des Dorfes hinein; die Ricken sind kaum weniger erregt als die Böcke. Der Schweinshirsch reißt mit seinem Geweih den Rasen auf und schleudert ihn empor, ja er wühlt selbst Bäume aus der Erde. Nur wo eine starke Jagd stattfindet, die sich die brünstige Unvorsichtigkeit des Wildes zu nutze zu machen sucht, werden die älteren Thiere gewitzigt; statt auf das fippende Schmalthier loszustürmen, schleichen sie sich argwöhnisch heran. — Der Trieb des Stieres bleibt, bei dem Bison zum Beispiel, auch über die gewöhnliche Zeit hinaus in Kraft, sofern er zur rechten keine Befriedigung fand; die Stiere äsen nicht mehr, magern ab und werden gegen alles fremde Gethier immer bösartiger, während brünstige Raubthiere umgekehrt minder blutdürstig als sonst gesinnt erscheinen: auch sie verlieren den Appetit. Selbst noch die Hauskuh verräth Widerwillen gegen Fressen und Saufen und eine brüllende Unruhe. Wüthend geberdet sich das Kameel: es knirscht, lärmt, stößt, schlägt gegen Seinesgleichen wie gegen seinen Besitzer, läuft wie toll davon und springt wie verrückt auf das weibliche Thier los; der Araber muß behilflich sein. Die Seelöwen

fasten, und auch die Wale donnern und tosen in ihrem Meer; so schießt der Braunfisch weit auf den Strand oder rennt sich an Schiffswänden den Schädel ein. Aber je wilder sich die Säuger während der Brunstzeit geberden, eine um so größere Gleichgültigkeit pflegen nachher die Gepaarten gegen einander an den Tag zu legen. Ist der geschlechtliche Zweck erreicht, so dankt der Instinkt seine Mittel ab; und ehe Verstand und Vernunft auch ihrerseits etwas mit ihnen anzufangen wissen, hat es vorläufig gute Weile.

Unsre Betrachtung hat es vermieden, bereits jetzt überall die Parallele zu dem Menschlichen zu ziehen; der Seitenblick darauf drängte sich ja oft genug von selbst heran, so daß es dem Leser überlassen bleiben konnte, es nach eigenem Geschmack seinen Ueberlegungen einzumengen oder es vorerst noch abzuwehren. Hier aber ist der Ort, einmal einen flüchtigen Fingerzeig zu geben. Auch der Mensch leidet Brunst, — das wird Niemand bestreiten wollen. Andrerseits soll es auch Niemandem bestritten werden, daß die menschliche Brunst einen menschlicheren Aspekt besitzt; dafür ist der Mensch eben Mensch, wie die Schlange Schlange und der Adler Adler ist. Der Mensch ruht ganz auf thierischer Grundlage; er braucht nicht gerade immer bête humaine zu sein: animal ist er gewiß. So weit er es gebracht haben mag, hierüber hinaus hat er es nicht gebracht, ja er dürfte es schwerlich je darüber hinaus bringen. Ob man im Uebrigen das Menschlich-Animale mildernd zu schildern oder scharf zu betonen liebt, das erscheint uns von geringem Belang; genug, daß man es uns zugiebt; läßt man uns Sache und Inhalt bestehen, so mag man uns immerhin von Ausdruck und Form nach Belieben hinwegnehmen oder hinzuthun. Man möge also das Wort Brunst für die leidenschaftliche Menschenliebe als unästhetisch tadeln; aber man verschließe sich nicht der That-

sache, wie viel Verwandtes trotz aller Verschiedenheit die Aeußerungen des thierischen und menschlichen Lebens auch hier aufweisen.*) Wir stürmen nicht mehr wie ein Hirsch durch den Forst; doch selbst den gesittetsten Pfarrverweser trieb wohl einmal „ein unbegreiflich holdes Sehnen, durch Wald und Wiesen hinzugehn“. Wir fasten nicht mehr gleich dem Seelöwen; aber „Liebe zehrt“, das gilt auch uns. Auch Menschen macht die Liebe eitel; auch Menschen macht die Liebe närrisch; auch Menschen macht die Liebe blind und taub gegen alle Vernunft; er merkt das im verliebten Rausch freilich so wenig, als es das Thier in dem seinen merkt, weil sein Instinkt will, daß ihm jetzt die Unvernunft vernünftig erscheine. Wie viele rein physiologische Veränderungen nimmt der Verliebte an sich wahr, und wie viele nimmt er in seiner Verliebtheit nicht wahr und erleidet sie doch! Und gar die psychologischen! Die Einen möchten die ganze Welt umarmen; die Andern überfällt bei der geringsten Gelegenheit, bestände sie auch nur darin, daß jeder greifbare Anlaß fehlt, glühendste Eifersucht; où est la femme, das ist gewiß öfter als offenkundig wird die Frage bei Duell, Mord und Selbstmord. Dieser möchte in seiner sexuellen Entzückung wie ein wilder Sturm durch das Land fegen, vernichten, vernichten; Jener meint, in süßer Reife überquellen zu sollen, ein Schenkender, Sich=Verschenkender. So laut und pathetisch der Eine wird, so schweigsam und schlicht der Andre; hier wächst die Arbeitskraft plötzlich in das Ungeheure, dort erschlafft sie ebenso plötzlich auf die unbegreiflichste Weise. Also auch den Menschen verwandelt die Liebe; aber da er die in der Individualisirung fortgeschrittenste und gerade da=

*) Das Verwandte wird zu Gleichem bei Idioten: der Anblick eines Weibes macht sie zittern; die Nasenflügel beben, das Gesicht verfärbt sich.

durch reichste Spezies ist, so verwandelt sie ihn auf das Mannigfaltigste und Individuellste, wie dies selbst jener andre Rausch, der Weinrausch, thut, der Stille laut und Laute still, Traurige fröhlich und Fröhliche traurig, Harte weich und Weiche hart, Kluge thöricht und Thoren klug macht. Gestehen wir es uns nur ein: der Wille zum andern Geschlecht, das Verlangen nach dem Liebeserlebniß beherrschen die ganze Zeit unsrer Reife, mehr oder weniger verkappt und verkleidet auch noch bei dem Geistigsten von uns. Sind wir dann gar verliebt, so vermag uns oft schon der kleinste körperliche Contakt mit der Geliebten in physischen Aufruhr zu versetzen; der so aufgestachelten Physis folgt die erschrockene Psyche willenlos nach. Was ist sie, daß sie das flüchtige Contagium einer streifenden Hand und eines Weiberleibes, nein, nicht einmal, eines Weiberrockes, ja der bloße Anblick einer femininen Kurve außer Rand und Band zu bringen vermag?

Man sieht, wir sind jetzt an jener Grenzscheide angelangt, wo das Physisch-Sexuelle und das Psychisch-Erotische auf einander treffen, in einander überschwanken, oder besser, wo letzteres dem ersteren aus vielen Knospen und Kelchen entsproßt und entsprießt. Anfangs ist es sein Mittel, sein abhängiges Werkzeug. Die psychischen Accompagnirungen der physiologischen Brunsterscheinungen erhöhen die Brunst selber; der Rausch wird um so gewaltiger und das betreffende Thier, der betreffende Mensch drängen um so lebhafter zu jenem Ziele hin, welches dem Instinkt der Fortpflanzung entspricht, der Vernunft der Lebenspraxis dagegen nur zu oft widerspricht. Allein wenn wir uns den Instinkt personifizirt denken und uns, menschlich-allzumenschlich, vorstellen, wie er auf einer etwas vorgeschritteneren Stufe dieser Bahn sein Werk betrachtet, so würden wir ihn zu unsrer Verwunderung mißbilligend das Haupt schütteln sehen: und er

sah, daß es nicht gut war. Die Psyche hat ihrer Schöpferin, der Physis, zuletzt sogar den Krieg erklärt; die Seele ist gleichsam dem Leib entlaufen, hat sich als emanzipirt proklamirt; ja, schon die außerordentliche Steigerung des bloßen physischen Rausches wendet sich schließlich gegen ihren Zweck. Indem sie den von ihr Besessenen so blendet, daß er schon vor erreichter Absicht in sein Verderben läuft, stellt sie zugleich die Erreichung ihres eigenen Zieles (Vollführung des Begattungsaktes) in Frage; es wird, wenigstens im Einzelfall, das genaue Gegentheil von dem bewirkt, was offenbar bewirkt werden sollte. Deshalb, aber auch nur deshalb, darf man derartige Erscheinungen in ihren extremsten Aeußerungen als Verfallssymptome, als Pathologika bezeichnen, die Liebe als Krankheit ansprechen. Hierher gehören dann auch jene Fälle, in denen die Heftigkeit der Brunst ein Individuum der einen Art auf ein solches andrer, entfernter Art treibt. Ist der Abstand kein zu großer, so mag die Verbindung immerhin eine fruchtbare sein und ihre Frucht neue Frucht versprechen. Die Varietätenbildung nimmt oft gerade über diesen Pfad ihren Weg: Bastarde werden zu Stammvätern neuer Arten, über Blendlinge hinweg steigt die Entwickelungslinie empor, und aus ihrer Geschichte wird man dereinst wichtige Schlüsse auch noch für unsre eignen Zeugungen zu ziehen vermögen. Schon die Schmetterlinge, Bärenschmetterlinge zumal, gehen gern solche Verbindungen ein. Dann auch die Karpfenarten, bei welchen jedoch das häufige Vorkommen unfruchtbarer Individuen hiermit im Zusammenhange stehen könnte. Molche verschiedener Art hofiren mit einander; von den Fröschen später. Bei den Vögeln kommen, neben unglaublichen Mischehen, auch fruchtbare Kreuzungen vor. So paaren sich gezähmte Vögel mit ihren wilden Stammesgenossen (Canarienvögel, Gänse, Enten,

Hühner, Truthühner); auch unter einander schließen die wilden Enten- und Hühnerarten, schließen die Fasane vielfache Verbindungen; das Moorbirkhuhn ist Bastard von Moorhuhn und Birkhuhn. Zwischen Raben und Krähen finden Vereinigungen statt, welche sich dann unter ihren Blendlingen wiederholen, so daß zahlreiche Zwischenarten entstanden sind. Kreuzungen der Säuger sind unter andrem nachgewiesen für: Bison, Jak und Hausrind; Büffel und Buckelochs; Gayal und Zebu; Alpensteinbock, Gemse und Ziege; Mufflon und Schaf; Alpen- und Feldhase; Dingo, Wolf und Hund (trotz der sonstigen Abneigung letzterer); Tarpan, Zebra und Pferd; Wild- und Hauskatze; Leopard, Panther und Jaguar; Stein- und Edelmarder; mehrere Affenarten; domestizirte Hunderassen. Zum Theil sind die Blendlinge wieder fruchtbar, ähneln bald dem Vater, bald der Mutter, oder auch das eine Junge diesem, das andre jener; im allgemeinen wird der rassigere Theil, bei Kreuzungen zahmer und wilder das wilde, unedler und edler Thiere das edle Thier in dem Fortpflanzungsprodukte überwiegen. Das Pferd kreuzt sich nicht freiwillig mit dem Esel; es muß durch Täuschungen (Verbinden der Augen, Unterschieben eines Esels statt des zuerst vorgeführten Rosses) dazu gebracht werden; andrerseits tragen Eselhengste, welche in Gemeinschaft mit Pferden aufgezogen worden sind, zuweilen nur noch nach Pferdestuten Verlangen. Die häufigen Fehlgeburten bei der Maulthierzucht und die die Regel bildende Unfruchtbarkeit der Maulthiere selbst beweisen, daß der Abstand hier bereits ein zu großer ist; aber wie mächtig das Geschlechtliche sogar hier noch ausklingt, zeigen die Räubereien, durch welche Maulthiere die Füllen von Savannenrossen mit List oder Gewalt zu entführen suchen, obwohl die Pflegekinder bei ihnen trotz all ihrer mütterlichen Regungen des milchleeren Euters halber

zu Grunde gehen müssen. So nisten, legen und brüten ja auch gefangen gehaltene Vogelweibchen ohne Befruchtung, — und ohne Erfolg; denn mit den Zeiten der Parthenogenesis ist es im Vogelreich vorbei. — Neben den nicht aussichtslosen Fällen der Kreuzung giebt es nun aber andre, welche geradezu unsinnig erscheinen. Hier weiß die Brunst nichts mehr von der Fortpflanzung, sie weiß nur noch von sich. Guter Wille, Alles positiv zu erklären, wäre freilich wohl auch hier im Stande, die Abirrung von dem zum Ziele führenden Pfade als vom Instinkt selbst gewollt zu bezeichnen; der Instinkt präsidirt seiner eigenen Irreleitung, um eine Empfängniß zu verhindern, aus welcher keine gute Frucht hervorgehen könnte. So erklärt bekanntlich Schopenhauer den Homosexualismus; und so ließe sich auch hier behaupten, allzugroßer Eifer bei der Brunst schade ihrem Produkt, — in der That bringt kaum eine Mutter so viele Mißgeburten zur Welt, wie die sich durch ungebändigte libido auszeichnende Häsin; folglich leite der Instinkt die allzuheftige Brunst selbst auf Irrwege, um ungenügende Produkte zu vermeiden. Aber warum thut er es dann nicht auch in den unzähligen andern Fällen, in denen wir solche Produkte doch entstehen sehen? Selbst Geschlechtsanomalien und Geschlechtskrankheiten läßt er sich vererben. Und wie reimt es sich damit, daß die Phthise das Geschlechtsverlangen noch in letzter Lebenszeit steigert? Eher wäre, neben andern, mehr psychischen Deutungen, vielleicht die Erklärung statthaft, daß der Fortpflanzungstrieb in Ermangelung des rechten Weges wenigstens zur Beschreibung eines ähnlichen, wennschon voraussichtlich nicht zum Ziele führenden Pfades gedrängt*)

*) Ein Lachsweibchen, dem nacheinander acht Männchen fortgefangen worden waren, brachte zuletzt eine große Forelle zur Besamung herbei.

und so die eine Art auf die andre, fremde Art, Mann auf Mann 2c. getrieben habe; diese Perversitäten mochten sich dann auf dem Erbwege, wenn nämlich das betreffende Individuum später doch noch zur rechten Fortpflanzung gelangt war, fortsetzen, fester setzen und vermannigfaltigen. — Was dem abirrenden Geschlechtsverlangen möglich wird, illustriren bereits die Frösche. Sie halten sich nicht allein an die Weibchen andrer Lurche, an todte Weibchen, an Männchen, sondern stellen selbst Goldfischen und Karpfen nach. Bald klammern sie sich bei ihnen an den Kiemen, bald in den Augen an und bedrohen sie dadurch unabsichtlich mit Erstickungstod oder Blendung. Durch die Bewegungen der Hinterbeine lösen sie ihrem Träger die Schuppen ab; in einem einzigen Karpfenteiche hat man nicht weniger als fünfzehn Schock derartig beschädigter Insassen aufgefunden. Pervers sein, das ist so wenig eine menschliche Erfindung wie Nervosität; das Thier kann und kennt es auch. Unter den Vögeln ist es die Wachtel, welche hierin dem Frosche am meisten ähnelt und die von der Sage sogar in sexuelle Vereinigung mit ihm gebracht wurde. In der That bespringt sie fremde und selbst todte Vögel; man hat gesehen, wie sie einen nach Futter verlangenden jungen Kukuk ohne Umstände betrat. Es mag mit der höheren seelischen Entwickelung der Vögel zusammenhängen, daß Perversitäten bei ihnen nicht selten sind; paarungslustig, erkennen sie bei einem Vogel fremder Klasse das andre Geschlecht sogleich und sollen es selbst bei dem Menschen unterscheiden; neben Paarungen mit ganz fremden Genossen (Storch mit Pelikan) finden sich auch solche mit Nächstverwandten, wie der eigenen Mutter (Kanarienvogel). Daß die höhere Geistigkeit die sogenannten widernatürlichen Richtungen eher erleichtert als erschwert, dafür spricht ferner der Umstand, daß sich auch unter den Säugern gerade die Pri-

maten darin auszeichnen. Allerdings wird von Lama und Steinbock Aehnliches berichtet; das Hüten weiblicher Lamaheerden war früher jungen, unverheiratheten Indianern mit gutem Grunde verboten, und vom Steinbock will man wissen, daß er Sennerinnen brünstig verfolgte. Doch noch ganz andre Dimensionen nimmt diese Sinnlichkeit bei Affen, vor allem bei Pavianen, an. In der Gefangenschaft macht sich die Paarungslust nicht nur psychisch, sondern auch physisch schon vor Eintritt der Geschlechtsreife geltend, die Lüsternheit dehnt sich auf alle größeren Säuger, einschließlich Mensch, aus; das Geschlecht wird sofort unterschieden. Die Fungis lassen junge Mädchen, die zum Wasserholen ausziehen, von Bewaffneten begleiten, um sie gegen Ueberfall, Verschleppung und brünstige Mißhandlung seitens der Babuine zu schützen; und auch bei Menschenaffen hat man ein eifersüchtiges Gebahren auf Beobachter, welche von Mädchen und Frauen begleitet waren, wiederholt wahrgenommen. — Vom Menschenaffen führt uns unser Weg endlich zu dem Menschen selber. Denn auch seine sexuelle Psychopathie muß hier Beachtung finden. Wenn dabei die Aussprache mißtönender Thatsachen nicht ganz zu umgehen, die Aufdeckung unwillkommener Erkenntnisse nicht völlig zu vermeiden sein wird, so bitten wir den Leser, des Zarathustraspruches eingedenk zu bleiben: „Nicht wenn die Wahrheit schmutzig ist, sondern wenn sie seicht ist, steigt der Erkennende ungern in ihre Wasser."

Wir erinnern daran, wie wir die reine Geschlechtsliebe, soweit sie unbewußter Zusammengang von Samenthier und Ei ist, als ein gegenseitiges Verschlingen auffassen zu sollen glaubten; soweit sie jedoch mehr oder wenig bewußter Begattungsakt ist, in heftigen, brutalen, ja grausamen Formen auftreten sahen. So hatte sie mit der Liebe im Gemein=

verstande gewiß nichts zu schaffen, und doch konnte es keinem Zweifel unterliegen, daß gerade das echte Geschlechtsliebe war; fast die ganze animale Natur offenbarte sie in dieser gleichen Weise, und wer dürfte sich unterfangen, die Natur der Lüge zu zeihen und zu ihr zu sprechen: „Nein! Liebe soll etwas Andres sein! Liebe ist etwas Andres!“ Der Mensch darf es nicht. In ihrem Fundament ist Liebe durchaus ein Mittel der Fortpflanzung, trotzdem die Verliebten gerade hieran am wenigsten denken mögen, und trotz der ungezählten Fälle menschlicher Empfängnißverhütung, die in thierischen Begattungen ohne Befruchtungsversuch vorgebildet sind; in ihrem Charakter ist Liebe herrisch, nicht liebenswürdig, ungeachtet aller Schäferspiele und ähnlichen Zudichtungen. Sie bedeutet nicht Güte, sie bedeutet Gewalt. Nun kann Gewalt entweder zwischen zwei Kämpfenden geübt werden, oder aber zwischen einem handelnden sowie einem leidenden Theil. Wir wissen, daß die Liebe der höheren Organismen physiologisch in eine aktive und passive Funktion zerfällt. Das Samenthier sucht das Ei, und das Ei läßt sich vom Samenthiere suchen. Damit ist zwar noch lange keine Superiorität des Samenthieres über das Ei ausgesprochen, wir kamen im Gegentheil fast zu dem entgegengesetzten Schluß; auch hat es vielleicht wenig hiermit zu thun, wenn sich die Begattung der höheren Thiere abermals in der Form eines Angriffes des Männchens auf das Weibchen vollzieht; dies hängt möglicher Weise mehr mit dem Mechanismus der Fortpflanzungsorgane zusammen. Wenn aber, in dritter Parallele, auch psychisch der Mann der überwältigende, die Frau der leidende Theil ist, so wird man hierin allerdings einen Einfluß beider vorhergehender Analogien zu erblicken haben. Denn daß das Samenthier (oder doch sein Vorhandensein) den männlichen Willen, ohne daß

dieser davon zu wissen braucht, ebenso zum Angriff treibt, wie das Ei den weiblichen, wieder ohne Bewußtseinsvorgang, überredet, jenen Angriff zu leiden, erscheint sicher; und daß die durch den physischen Apparat bei dem Zusammengang erzeugten Sinnesempfindungen abermals auf die Gestaltung der mit der Liebeserregung verbundenen Ideenassoziationen von mächtigem Einfluß sind, die Heftigkeit auf der männlichen, die Hingebung auf der weiblichen Seite erhöhend, wird man ebenso wenig bezweifeln wollen. Nun rechne man hinzu, wie sich dies durch Vererbung zusammen addirt, und man wird, zu eigener Ueberraschung, selbst jenen Satz in der Hand halten, welchen als ersten hier auszusprechen unsre Absicht war: die primäre psychische Liebeserregung, Gewaltsamkeit bei dem Manne, Duldsamkeit bei dem Weibe, ist ganz Dependenz der physischen. Der erwachenden Psyche wird gar keine andre Wahl gelassen, als von vornherein der Physis zu folgen; kein Wunder, da sie ja selber auch nichts Andres als eine Dependenz derselben ist. Das Bewußtsein ändert nichts am Unbewußten, es läutert es auch nicht; sondern es wiederholt es nur, es unterstreicht es. Je mehr sich das Bewußtsein steigert, um so mehr wird der ganze männliche Habitus Herr, der ganze weibliche Habitus Unterworfene; auch da, wo es sich nicht mehr im Geringsten um Liebesdinge handelt, und wo diese Outrirung zuletzt für das Geschlechtliche selbst schädliche Folgen zeitigen muß. Wir können nämlich sogleich als zweiten Satz hinzufügen: die Wiederholung, die Steigerung, welche das Bewußtsein am geschlechtlichen Phänomen vornimmt, wird sehr bald eine Gefahr dafür; allzu bewußt, wird das Sexuelle früh pathologisch. Diesen Satz an einem Beispiele zu verdeutlichen, sollen uns jetzt die Erscheinungen des Sadismus und Masochismus dienen, wobei wir zunächst die häufige Empfindungsvertauschung

der beiden Geschlechter außer Acht lassen und den Sadismus, die sexuelle Lust am Schmerzzufügen, einfach als männlich, den Masochismus, die sexuelle Lust am Schmerzleiden, als weiblich ansprechen. Der Uebergang vom Normalen zum Anormalen ist, wenn auch nicht in den Individuen, doch in der Generationskette ein ganz allmäliger. Der Geschlechtsakt selbst bedingt zunächst rein körperlich Schmerzthun und Schmerzleiden, und sobald der Intellekt anhebt, werden ihm die Nerven davon erzählen; sie erzählen ihm aber zugleich von jenem Lustgefühl des Brunstrausches, welches scheinbar eigens so stark vorhanden ist, um die Anmeldung schmerzender Körpervorgänge mehr oder weniger mundtodt zu machen. So sind von Anfang an für den Intellekt zwei sich sonst widersprechende Empfindungen, Schmerz und Lust, im Geschlechtsakt mit einander verbunden. Beginnt der Intellekt alsdann, sich von den gesammelten Erfahrungen Rechenschaft zu geben, sie zu verwerthen, selbst auf ihnen weiter zu bauen, so findet er jene Schmerz-Lust bereits als ein nicht mehr entwirrbares Ganzes vor, das jedoch zwei Seiten, gewissermaßen zwei Pole hat: eben Schmerz und Lust; und der Intellekt, der eine Steigerung des Ganzen bezweckt, wird sie durch eine Steigerung des ihm leichter faßbaren Schmerz-Poles zu erreichen suchen; denn der Quell der Lust strömt ihm untersinnlich-geheimnißvoll. Der Liebende empfindet psychisch erhöhte Wollust, indem er die Geliebte quält, sie desgleichen, indem sie diese Qualen duldet; jener mehr in der Handlung, diese mehr im Zustand. Das kann sogar noch halb unbewußt, mehr instinktiv statt bewußt erfolgen; die Geschichte der Kultur, welche ja selbst bei der Varietätenbildung wirksam nachhalf, belegt solche Erscheinungen hundertfach, unser eigenes Gebahren läßt sie dem aufmerksamen und willigen Beobachter oft durch-

blicken. Und selbst wenn die Brunst im Manne das Gelüst erhöht, ernstlich wehe zu thun, im Weibe die Willfährigkeit wachsen macht, sich einer furchterregenden Vehemenz ausgesetzt zu wissen, so darf, so lange diese Gefühle mehr instinktiv-überwallend als phantastisch ausmalend, auskostend sind, von Pathologie noch kaum die Rede sein. Aber der Uebergang in das Pathologische wird unvermeidlich, wäre es immerhin erst bei den Erben, sobald sich das Bewußtsein mehr und mehr des Vorganges zu bemächtigen beginnt und immer entschiedener seiner eigenen Gourmandise nachgeht, immer lüsterner und unersättlicher nach solchem Genusse verlangt, immer wählerischer und erfinderischer in der Wahl der dazu führenden Mittel wird. Vielleicht nur eine Generation weiter, und die Nebenbahn ist Hauptbahn geworden: sadistische Entartung bei dem Manne, masochistische Degeneration des Weibes. Das psychische Beiwerk exuberirt, überwuchert den physischen Endzweck und wird ihm so zum Verderben. Die Phantasien, die erst den Begattungsakt fast ungewollt begleiteten, dann gewollt vorbereiteten, noch später an seine Stelle traten, raffiniren immer mehr; sie machen zuletzt jede Begattung unmöglich, psychisch und mit fortschreitendem Verfall auch spinal. „Auch bei dem Bilderdenken hat der Darwinismus Recht: das kräftigere Bild verzehrt das schwächere. Durch Isolation können einige Begriffsfolgen so vehement werden, daß sie die Kraft andrer Triebe an sich ziehen — bis endlich die Absorption nach dieser Seite hin die allgemeine Kräftigkeit zerstört." (Nietzsche.) War es erst eine Gedankenwelt, welche sich noch nicht allzu sehr von der Handlung und ihrem Objekt entfernte, so ist es jetzt ein Geflecht von Ideen und Bildern, die kaum mehr Transfiguration in das Reale finden können und sie vielleicht sogar perhorresziren. Einem ausgeprägten Masochisten widersteht der Flagellan-

tismus um so mehr, als er das Geschlechtsreflexsensorium direkt reizt, die Phantasie also in Abhängigkeit bringt; bei einem ausgeprägten Masochisten verlangt aber gerade die Phantasie nach selbständiger Leitung. So vereitelt sie freilich schließlich jede Ausübung der normalen Handlung; bei jedem Versuche dazu drängen sich die ihr entfremdeten Hirnreizungen dazwischen und verhindern die Ausführung. — In seinen Anfängen hat das Nervensystem, noch ohne deutliche Bewußtheit, die Geschlechtsthätigkeit insgesammt gesteigert; später aber trat auch hier Arbeitstheilung ein, das cerebrale System (Hirn, Sinnesnerven) stand hinfort wesentlich den in das Bewußtsein fallenden Vorgängen vor, das bei Insekten und Lurchen noch überwiegende spinale System (Rückenmark und Bauchnerven) wesentlich den unbewußt bleibenden Zweckhandlungen. Nicht die möglichst große Nähe der äußeren Sinnesapparate, sondern die möglichst weite Entfernung vom Ressort des sympathischen Nerven läßt das Organ des Intellektes, das Gehirn, im Kopf hausen, das heißt am andern Ende als jenen; die Sinnesorgane hat es sich nachgezogen. Die Liebesäußerungen erhöhten sich wohl, indem sie Nervensache wurden; allein Hirnsache, Bewußtheitssache, Vernunftssache werden sie nicht, ohne Gefahr baldiger Entartung zu laufen. Daß das Hirn auf die Geschlechtsthätigkeit einen stark hemmenden Einfluß übt, im Gegensatz zum Mark, hat die neuere Physiologie wenigstens für das männliche Genus durch einwandfreie Experimente direkt nachgewiesen. Man vergleiche auch die matutine Erektion; die Kraftansammlung nach der nächtlichen Ruhe, dazu die Bettwärme, Gliederlage und innerer Körperdruck, rufen sie hervor, wenn der Intellekt, noch ganz verschleiert, eben zurückkehren will. Es kommt zuweilen zu ungewollter Ejakulation; aber für die beabsichtigte pflegt man die Rauschstimmung des

Abends der morgendlichen Klarheit vorzuziehen; nicht allein die physische Kraft, auch der Intellekt ist am Morgen zu gut ausgeschlafen, er hemmt. — All dem widerspricht jedoch nicht, daß ein Individuum, welchem die Liebe stark in das Bewußtsein fällt, sagen wir ein dekadenter Lüstling, reicheren Genuß an ihr haben kann, als ihn etwa ein sich gedankenlos, schlicht und robust dazu anschickender Bauernbursch oder ein stumpfes Thier je empfinden werden. Wir betrachten hier die Natur natürlich-unverfälscht und nicht moralisch-fälschend.

Wie ist möglich, daß ein Mann masochistisch, ein Weib sadistisch empfinden kann? Ja, daß beide Empfindungen, wenn auch nur in verschiedenem Grade, in ein und derselben Person, sei es Mann oder Weib, Raum zu finden vermögen? Das Erstere zu deuten fällt nicht schwer. Masochismus des Mannes darf als theilweise Effemination, Sadismus der Frau als theilweise Viraginität aufgefaßt werden. Aber auch für die zweite Erscheinung, die Vermischung der beiden Perversionstypen, bieten sich verschiedene Erklärungen dar. Zunächst ist daran zu erinnern, daß es anatomische Zwitterbildungen, physische Hermaphrodite giebt. Wir sahen, daß die Geschlechtlichkeit überhaupt erst über den Zwitter zur indivuellen Trennung des Sexus emporsteigt, und vielleicht ließe sich nachweisen, daß der Verfall des Geschlechtlichen von einer abermaligen Annäherung an das Hermaphrodisische begleitet erscheint. In der Kerfwelt fehlen die normwidrigen Zwitterbildungen keineswegs; hahnenfedrige, auch sonst dem Männchen ähnelnde Auerhennen sind nicht selten, und unter den Indianern treten Männer mit Weibsbrüsten auf. Eine weitere Art Hermaphrodisie ist der Wahn der Geschlechtsverwandlung: der Physis und Psyche kommt hier gleichsam entgegengesetzter Sexualcharakter zu. Warum sollten schließlich nicht auch in der Psyche selber solche Ansätze zur Doppel-

geschlechtigkeit möglich sein? Aber Krafft-Ebing (welcher im Bewußtsein der aktiven oder passiven Unterwerfung das primäre, in der Verbindung von Wollust und Grausamkeit nur das sekundäre Element der beiden Perversionen sieht) giebt eine andre Deutung: die eine Perversion ward ererbt, die andre erworben. „Die Vorstellungen der Unterwerfung, tief eingelebt, versuchen sich auch einmal mit invertirter Rolle.“ Und schließlich würde noch eine dritte Erläuterung möglich erscheinen: beide Formen sind ererbt, aber jede von einem andern Gliede der Vorfahren (Eltern, Großeltern), deren Vererbungseinfluß sich nun in dem neuen Gliede der Kette kreuzt und bekämpft. Daß in der That gerade bei den ausgesprochen masochistischen Fällen die Vererbung eine wichtige Rolle spielt (und wie sollte sie es hier, bei dem Geschlechtlichen selbst, nicht thun!) beweist der Umstand, daß der erste Trieb zur Flagellation oft vor aller individuellen Erfahrung, etwa in Träumen, aufzutauchen pflegt; vor aller Erfahrung überhaupt dürfen wir nicht sagen: die Erfahrung wurde eben in vorhergehenden Generationen erworben. — Und so wiederholen wir jetzt noch einmal die Stufenfolge des Ganzen. Das Geschlecht ist unbewußt brutal, grausam. Es folgt zunächst Steigerung der Wollust durch heftigeres Auslassen des Triebes, so zum Beispiel durch Beißen bei dem Kuß.*)

*) Der Kuß ist ganz thierisch, könnte einst selber aus dem Beißen hervorgegangen sein oder entspricht, als gekürzte und wenn man will verfeinerte Form, dem animalen Beriechen und Belecken, das ja auch noch bei dem Menschen seine Rolle spielen kann. Im Gegeneinanderzüngeln verliebter Schlangen ist der Kuß vorgebildet, ausgeprägt schon bei dem Seebär. — Auch die Umarmung ist streng sexuell-physischen Ursprungs, ist theils als erotisches Packen, theils als erotisches Tasten (Ausgreifen) zu deuten; es giebt Aerzte, welche alle jene Formen, in denen dem Oberkörper und speziell dem biceps die fassenden Halt- und fühlenden Berührungspunkte während des

Sodann, infolge des erhöhten Genusses bei dem halbpsychischen Nebenspiel der Handlung, neue Versuche, dieses Nebenspiel verkappt zu bereichern; hierher gehört das Heischen und Schwelgen in dienenden Stellungen und Handlungen, in entsprechender Behandlung (Balladengestalten im Geschmack von Kleist's Käthchen). Im Allgemeinen wird hier noch eine besondere Motivation unterzulegen gesucht. Die gesteigerte Wollust läßt die gesteigerten Schmerzempfindungen, welche derart entstehen können, überfühlen; ähnlich überhört das von einer geliebten Musik gefangen gehaltene Ohr einen Anruf, und treffend wird bei Krafft-Ebing auch an den Soldaten im Kampfrausch, — man vergleiche den Rausch überhaupt — und vor Allem an den sich verwundenden, verzückten Büßer erinnert. Der Dornenstrauch des heiligen Franz verwandelt sich in den Rosenstock. — Weiter mag, — in der Generationskette; das einzelne belastete Individuum dagegen kann vielmehr damit anheben, — bewußt geschlechtliche Brutalität folgen, das heißt direkte Mißhandlung ohne andres vorgesetztes Motiv als die Erregung der Wollust. Und schließlich wird die unbewußte Absicht auf Fortpflanzung von der bewußten Lust an der Geschlechtserregung so in den Hintergrund gedrängt, daß erstere durch letztere von vorn herein vereitelt erscheint; in vielen Fällen ist es nun überhaupt gleichgültig, ob die mißhandelte oder mißhandelnde Person

---

Aktes versagt werden, als gekünstelt bezeichnen. — Endlich ist noch das Streicheln (etymologisch zu streichen, streifen, striegeln gehörig) aus der animalen Erotik abzuleiten; der Elefant besorgt es mit dem Rüssel, das Känguruh mit dem Schwanz; als seine Wurzeln mag man das erst mehr brutale, dann mehr verliebte Zuschlagen, und weiterhin das tätschelnde Fellglätten, Reiben, Krabbeln im Liebesrausche (Gazelle, Meerschweinchen) geltend machen. Die Liebe ist physisch wie psychisch Friktion.

von Mann oder Weib als Weib oder Mann gewählt oder gedacht wird. Die Mißhandlung ist jetzt das allein Wesentliche: Drang zu Sekret und Exkrement (dieser freilich vielleicht auch rein physiologisch zu deuten); auf Sklaven=, Gefangenen=, Thierquälerei gerichtete Handlungen und Ideenbilder; Messerphantasien (der Akt des Rasirens als wollüstig empfunden!); Grenzfälle des Schuhfetischismus; Würgen und Anderes. Der Sadismus gipfelt im Lustmord; was aber hätte der Lustmord noch mit der Fortpflanzung zu thun? Und umgekehrt mündet der Masochismus in die Herausforderung oder Selbstzufügung thätlicher Verwundungen, in passive Mordgedanken und Zerstückelungsträume aus — darf man vielleicht sogar, in einzelnen Fällen, von einem Lust=Selbstmord sprechen?

Es sei hier ein kurzes, abschweifendes Wort über Entartung im Allgemeinen erlaubt. Decadence, wer führte diesen Ausdruck heute nicht im Munde? Dank Nietzsche, wie wir hinzufügen dürfen; denn ihre Erscheinung ist eines seiner Hauptprobleme. Aber er hat sie einseitig erfaßt, und so fassen sie auch alle Andre, mögen sie nun Anhänger oder Gegner Nietzsche's sein, einseitig auf. Nietzsche sah nur jene eine allgemeine Entartung, welche wir die masochistisch gefärbte nennen möchten, indem wir den Vergleich vom Geschlechtsleben zum Gesammtleben ziehen — nicht gerade bloß den Vergleich, auch die Gleichung. Als Decadence bezeichnet man heute allein den forcirenden Willen zur Schwäche, als decadent die weichen und weichenden Individual=, Volks= und Zeitcharaktere. Sei passiv, dulde und leide: das heißt in drei Worten dreimal denselben Doppelsinn wiederholen: unterwirf dich und fühle Schmerz. Das Sich=Unterwerfen bedeutet hier aber oft fast so viel wie ein Unterworfensein=Wollen; das Schmerzfühlen oft fast so viel wie Lust. Und

wenn es derart eine in die Allgemeinheit hinausgeweiterte masochistische Charakterrichtung giebt (von weiblich und männlich spricht man längst in solchem allgemeineren Sinne): sollte das Gleiche nicht auch vom Sadismus gelten? sollte es, mit andern Worten, nicht auch einen forcirten Machtwillen geben? Aber es giebt ihn, und giebt auch Beispiele dafür. So war der Niedergang des alten Rom sadistischer Natur. Man beachte, wie uns dort die Weiber, die „dämonenhaft mit kaltem Mördersinn" lauschenden Zuschauerinnen der blutigen Zirkusspiele, entarteter erscheinen wollen als die Männer; auch Juvenal lehrt die späte Römerin von dieser Seite kennen, und die gleichzeitigen Bildhauer verrathen uns, daß die grausame Schönheit damals häufiger war als die sanfte. Heute dagegen will uns das männliche Geschlecht am entschiedensten degenerirt dünken; das ist kein Wunder: die sadistische Richtung ist eben dem männlichen, die masochistische dem weiblichen Charakter angemessener; und je mehr eine Zeit sich dem einen oder andern Perversionstypus nähert, wird das ihm minder congruente Geschlecht desto pervertirter erscheinen. Auf das sadistische Rom stieß dann das masochistische Neu-Judäerthum, der gerade Gegensatz: im Grunde hat vielleicht, trotz aller gegenseitiger Verachtung, der verfolgende Diocletian den verfolgten Märtyrern, und die verfolgten Märtyrer haben dem verfolgenden Diocletian einen ungewollten Genuß und Gefallen bereitet. Freilich beginnen sich im Martyrium die beiden Elemente bereits neu zu mischen; seine direkte Fortsetzung bildet der Asketismus stärkeren Grades. Durch die Völkereinwanderung und Völkervermengung ward endlich, ganz allmälig, wieder in biologisch-anfänglichere und normalere Bahnen eingelenkt; und heute nähern wir uns abermals einem Ende, nur diesmal im umgekehrten Sinne; der neue Occident trägt vorwiegend masochistisches

Gepräge. Wer weiß? vielleicht wird s e i n Orient sadistischer Natur sein, und Nietzsche's Vision des Herrenmenschen könnte sich doch noch als eine leidlich zutreffende Prophetie erweisen. Dem mögen dann endlich wieder gesundere, dumpfere Zeiten folgen, welchen jedes Verständniß für unsre eigene späte Physio-Psyche und Geistigkeit abgehen wird; sie werden die eine lästern und die andre leugnen. — Daß Nietzsche selbst für die sadistische Allgemein-Decadence kein Auge gehabt hat — die geschlechtliche bemerkte er wohl — dafür giebt es einen sehr guten Grund; auch er war in diesem Sinne decadent; und er, der große Jasager, pflegte ja sein g a n z e s Ich gutzuheißen, auch noch all seinem Schlimmen Dank zu wissen und es fast als gewollt, fast als Tugend zu preisen. So war ihm hier die Erkenntniß erschwert; soweit er jedoch erkannte, verbarg er sie weder sich noch Andern. Er hat es gerade da, wo er sich gegen die Decadence wandte, ausdrücklich und mehrfach bezeugt, daß er sich selbst als Decadenten fühle; fügen wir hinzu: auch bei ihm beruht die Größe nicht zum geringsten Theile auf solcher einseitiger Anomalität. Und daß diese Decadence in der Richtung des Sadismus, im geistigsten Sinne verstanden, gelegen haben müsse, das besagen seine Worte zwar nicht direkt und ausdrücklich; aber indirekt bezeugen sie es um so eindringlicher. Wir, die wir Nietzsche für einen der erlesensten führenden Geister halten, sind weit von der Meinung entfernt, es könne ihm schaden, wenn wir ihn ganz zu verstehen suchen; auch Nietzsche hat seinen eigenen Helden Schopenhauer und Wagner gegenüber dieses Recht in vollstem Maße in Anspruch genommen. Gerade als Anhänger eines Meisters und seiner Lehre wird man gut thun, eine beide betreffende Wahrnehmung, die nicht jedem Ohre lieblich klingen kann, aber früher oder später doch offenbar werden muß, ungescheut

auszusprechen; oder wäre es etwa klüger, sie der mißgünstigen Trutzrede des Gegners zur Beute zu überlassen? Jene subalternen Verlieblichungen, mit denen man von einer Seite, die sich als authentisch, autoritativ anzurühmen pflegt, Nietzsche zu mumifiziren sucht und dabei fast zerstört, reizen uns nicht — sie reizen wohl Keinen mehr; wir haben überdies persönlich zu böse Erfahrungen bezüglich ihrer Glaubwürdigkeit gemacht. Die Heranzüchtung einer Nietzscheorthodoxie würde eine Oberpriesterin mehr cosimesken Stiles verlangen; aber diesmal dürfen wir uns Glück wünschen, daß sie fehlt. Ganz anders hat sich Frau Lou Andreas-Salomé dem Verständnisse Nietzsche's genähert; nur ist bei ihr der Accent auf die Wollust des Wundenerleidens gelegt: wir suchen ihn, wenn auch nicht ausschließlich, mehr auf der andern Seite. Verlangt man Beispiele? Aber man sollte sie sich nicht erst vorzählen lassen wollen, sie treten allenthalben zu offenkundig an den Tag; so begnügen wir uns, ein paar Einzelheiten anzudeuten. Man denke an Nietzsche's Vorliebe für Carmen, und zwar sowohl für die Novelle wie für die Oper; man vergleiche die feine Witterung für die zarten Ausläufer des Sadismus im Zarathustra, zum Beispiel Seite 14, 53, 79, oder jenes überberedte Schlußwort des Zarathustrakapitels „Von alten und jungen Weiblein"; man beobachte, wie Nietzsche in Strauß auf Grund eines harmlosen Satzes sogleich den Masochisten nach Rousseau's Art zu entdecken vermeint und verachtet; wie er den Parsifal-Wagner kritisirt; das christliche Mitleiden abwehrt; den Machtwillen verherrlicht; der sozialen Demokratie seine Herrenmenschheit entgegensetzt; man verfolge seinen Geschmack in das Detail: wie voll der sadistische Grundton und wie zahlreich die besonderen Anklänge! Zuletzt, nicht zum Mindesten, beobachte man Nietzsche's Wirkung auf die Frauen. — Die Krankheit werden wir da-

gegen hier nicht anreihen wollen; ihrer möglichen Ursachen sind zu viele. Sie könnte ebensowohl originär wie erworben sein; Ueberarbeitung, Chloralmißbrauch, Vereinsamung*) und fehlerhafte Diät mögen mitgewirkt haben; und den schließlich ausschlaggebenden Faktor wird, bei der für Paralyse atypischen Dauer, vielleicht nicht einmal der Arzt zu bestimmen wagen.

Sadistisch, masochistisch, — so sieht die eine erotische Entartung aus, gewissermaaßen die rasche Entartung des stark potenzirten Sexualtriebes. Aber es giebt noch eine andre erotische Decadenz, die der schwach dotirten Geschlechtlichkeit, welche zwar langsamer, allein nicht weniger sicher degeneriren macht. Dabei nehme man keinen Anstoß, daß auch hier wieder Einzelzüge der beiden entgegengesetzten Arten im Individuum vermischt aufzutreten vermögen. Spätling sein bedeutet überhaupt zwie- und vielspältig sein; psychische Abartung besagt, der Einform des Normalen gegenüber, nicht allein Wachsthum an seelischer Umfänglichkeit, sondern auch Zuwachs an den Zugängen zu den Dingen. Zur Entartung der schwachen Potenz gehört nun, was dem Modernen oft recht eigentlich Liebe heißt: das Spielen mit allem Möglichen Daran und Darum der Liebe, — die Liebelei. Pathologisch nennt es sich Fetischismus eroticus; und wieder ist das Pathologische nur der letzte Ausfluß der ihres Spiels allzu bewußt werdenden Liebe; wieder hat die Natur, wie sie schon bei dem Ueberschäumen der Brunst selbst den ersten

---

*) Man hat es noch nicht hinreichend bedacht, welchen Dank man Peter Gast schuldet, als dem Einzigen, der sich in den letzten Jahren vor der Krankheit und dem Ruhme Nietzsche's nicht kopfschüttelnd und achselzuckend zur Seite wandte; so fristete er ihm die Gesundheit. Was bedeutet nicht ein Echo dem in entlegenem Thale Suchenden!

Anstoß zu den Triebentgleisungen gab, auch diese zweite, durch Vereinzelung und Versplitterung der Wollust bedingte Triebentartung selber eingeleitet. Der Gegenstand der erotischen Sinnlichkeit kann nicht anders als mit den Sinnen wahrgenommen werden. Unter dem täuschenden Eindruck des Geschlechtsgefühles beginnt das registrirende Bewußtsein jene Lust, welche das Subjekt selbst ausstrahlt und mitbringt, als vom Objekt ausgehend zu betrachten. Es faßt, — ein Vexirspiel der Sinne, — die Lustqualitäten des eignen Geschlechtsrausches als allein vom Rauschgegenstand abhängig auf. Schon das Wort Rausch besagt nichts Andres. Schönheit, und was damit zusammenhängt, ist allerdings eine Eigenschaft, welche nicht gerade nur unter dem Gesichtspunkte des Geschlechtlichen einer Person zukommt; auch eine Frau sieht bei einer andern Frau deren Schönheit, auch das Alter verliert nicht das Wohlgefallen daran. Lassen wir den Einwand bei Seite, daß im ersteren Falle der Conkurrenzneid, im zweiten die Erinnerung an eigene frühere Freuden, in allen Fällen aber die seit Langem ererbte Gewöhnung doch eine geschlechtliche Note mitklingen lassen könnte; wenigstens wird Schönheit von den verschiedenen Wesen ganz verschieden aufgefaßt. Bei dem Menschen zum Beispiel bildet sich nach der vorhandenen Frauenjugend ein je nach Volk und Zeit sehr verschiedenes Frauenschönheitsideal, das Ideal aber wirkt dann wieder auf sein Vorbild zurück; es spricht Alles dafür, daß selbst der Kameelstute der brünstige Kameelhengst schön erscheint, ja daß sogar das Stinkthierweibchen das Liebesparfüm des Männchens, das dieses seinen Feinden gegenüber als Waffe zu gebrauchen pflegt, als angenehm empfindet. So verhält es sich ja auch mit der Nahrungsaufnahme; die uns ekelhaftesten Dinge sind für manche Magen die fettesten Bissen, damit aber auch für vielerlei Gaumen die schmack-

haftesten. Geben wir, wie gesagt, trotzdem zu, daß den vom Geschlechtstrieb gesuchten Schönheitseigenschaften gewisse äußere, thatsächlich vorhandene Bedingungen entsprechen müssen; ein altes, häßliches Weib wird kaum mehr Jemanden erotisch zu begeistern vermögen. Aber diese thatsächlichen Bedingungen sind jedenfalls ganz andre, als diejenigen, welche dabei in der Einbildungskraft die erste Rolle spielen. Der Trieb sucht gesunde Zeugungsfähigkeit; und weil die Schönheit, besser das, was er Schönheit tauft, eine Begleiterscheinung des fortpflanzungsfähigen Alters zu sein pflegt, hält nun auch er sich an Schönheit. Dabei haben sich mit der Zeit Convenienzen herausgebildet, die dann wieder individuell weiter geführt wurden und schließlich allerdings zu mächtigen Reizfaktoren anwachsen konnten. Man gedenke der charakteristischen weiblichen Unterleibshaltung in Kunstwerken des ausgehenden nordischen Mittelalters; was uns an die Schwangerschaft erinnert und häßlich erscheinen will, muß damals mit besonderer Lust empfunden worden sein. Auch künstliche Mittel mögen nachgeholfen haben, wie noch heute einzelne alte Bauerntrachten verrathen, aber selbst die Akte zeigen jene eigenthümliche Haltung. Heute nun hat der Allgemeingeschmack eiuen ähnlichen Accent auf die rückseitige untere Körperansicht gelegt (Cul de Paris!) Die besondere Farbe des Auges, des Haares, eine schlanke Hand, ein kleiner Fuß, Mund: das Alles sind bewährte Stimulantia; die Frauen wissen es, wie stark sie damit zu wirken vermögen, und ziehen in Kosmetik und Mode ihre Schlußfolgerung. Stehen aber diese Anreizungsobjekte mit der Fortpflanzung wirklich noch in einem andern als dem allerlosesten Zusammenhange? Eher konnte man von dem Bau von Brust, Becken, Schenkel, von der weichen Rundung des Frauenkörpers das Gegentheil behaupten; von der überschlanken Hüfte wieder das Gegen=

theil vom Gegentheil. Und doch treibt der Einzelne mit jenem Auge, jenem Haar oft gerade den entschiedensten Götzenkult. Er kann dabei nicht wissen, ob Auge und Haar von der Geliebten vererben werden, — er denkt überhaupt nicht an das Kind. Kurz, es sind seine Sinne, die unter der Direktion des geschlechtlichen Verlangens ein Märchenspiel aufführen, das er für Realität nimmt. Auge und Haar sind für ihn Götzen, göttlich, himmlisch, anbetungswürdig nennt er sie; in andern Fällen mögen es physische Eigenschaften (Stimme), Körperbewegungen (Gang), Körperstellungen oder selbst psychische Qualitäten sein: „Wir Alle sind mehr oder weniger Fetischisten" (Krafft-Ebing). Die assimilirende Kraft der Liebe in Wortgebung und Wortbetonung, in Geberde wie in Schrift dürfte ebenfalls hierher gehören. Der Umstand aber, daß der Anreizungen im großen Ganzen nie weniger werden, die Häufigkeit der Auslösungen dagegen eine sehr variable, unsre Aufmerksamkeit ganz verschieden eingestellt ist*): Auch dieser Umstand beweist, wie die geschlechtliche Erregung viel weniger, als es den Anschein hat, von den Objektsqualitäten abhängig ist; nur die Gespensterfurcht sieht Gespenster, nur der Gläubige erkennt seinen Gott, nur für den Liebenden giebt es eine Schönheit, der nicht zu entrinnen ist. Auch sie ist eben ein Aberglauben, eine Autosuggestion. Damit soll indessen nicht etwa in Abrede gestellt sein, daß dieser Aberglaube die Kraftidentität eines real bestehenden Zwanges gewinnen und Letzterem dann in unbedingter Wirkungsauslösung vollkommen gleichbedeutend sein könne. Schon die starke Varietätenbildung zwischen sadistisch und masochistisch geartetem Ge-

*) Reisesexualismus: den Zaubertrank der Wander- und Abenteuer-Lust im Leib, sehen wir beinah in jedem Weibe eine Helena.

schmack mag sehr verschiedene Personenbezüge herstellen, wobei sich oft, zwischen Mann und Weib, die Gegensätze berühren werden; und auch hier, bei den sich an den Fetischismus anlehnenden Triebmodulationen, werden die individuellen Sexualcharaktere einander gewiß sehr ungleich liegen. Dazu kommt noch eine andre Erscheinung. In dem Uebergang von der Unreife des Kindes zur Pubertät giebt es Augenblicke des plötzlichen Erwachens der Letzteren; dann scheint sie wieder zu schlummern. Die äußeren Eindrücke, die wir in solchen Momenten empfangen, pflegen sich tief in das Gedächtniß einzugraben und neben den auf dem Erbwege erhaltenen Direktiven für das Vehikel bestimmend zu werden, auf dem später unser Geschlecht zum Intellekt führt; viele sexopathische Ungereimtheiten dürften ihren Ursprung bis hierher verfolgen lassen. Man kann einem Knaben deshalb nichts Besseres wünschen, als eine ältere, verständige Cousine oder ein stattliches Hausmädchen, mit dem er gute Kameradschaft pflegt und das ihm, indem er seinen harmlosen Knabenkampf mit ihm kämpft, bewußt (Keller's Judith) oder unbewußt die rechten Hülfen giebt, sein Geschlecht zu entdecken; er braucht es noch lange nicht zu benennen und zu nutzen zu wissen; genug, daß es ihn hier, auf Augenblicke erwachend, überraschte und künftig an die geeigneten Bilder gebunden sein wird. Wie viel kann umgekehrt eine unzeitige körperliche Züchtigung einem jungen Menschen verderben, — zumal falls er originär zu anormalem Sexualleben neigt, — und zwar schon allein dadurch, daß sie den sexuellen Instinkt überfrüht aus seiner Latenz hervortreibt. Ueber diese Vorspiele hinaus, sind es dann auch die Eindrücke der ersten wirklich ausgeführten Geschlechtsakte, welche oft für alle späteren bestimmend werden. Es giebt Fälle, in denen die Phantasie regelmäßig das Bild der ersten Geliebten zwischen-

schiebt, sei es als Gesammterscheinung, sei es in irgend einer Einzelheit; andre, in denen auf Lebenszeit ein Faible für schielende, selbst einbeinige Frauen geweckt ward, weil die erste Frau schielte, am Bein amputirt war; wieder andre, in welchen die von früheren Umarmungen her gewöhnte Toilette (oder Nudität) eine conditio sine qua non auch für alle folgenden wurde; und schließlich selbst solche, in denen die Abmagerung der Frau Impotenz des Gatten ihr gegenüber zur Folge hatte. Dabei mag an die verwandte Erscheinung erinnert werden, daß die Kinder aus zweiter Ehe, bei Mensch und Thier, oft noch dem ersten Gemahl ähneln. Derart verlangt der Eine zum vollen Genuß am Geschlechtsrausche das elegante Frou-Frou des seidenen Unterrockes — das Zierlich-Manierliche; der Andre zieht den Unterrock aus kühler, steifer Leinwand vor — die bürgerliche Tüchtigkeit; dem Geschmack des Dritten mag der dicke, dichte Wollenunterrock am besten liegen — das Derbe, Dumpfe, Dumpfige, die Magd. Die Liebe ist nicht mehr so einfach für moderne Europäer. Man sieht, wir sind wieder bei dem Fetischismus angelangt, aber auf einer seiner weiteren Stufen, wo er schon Miene macht, vom Körper auf den Gegenstand hinüberzugleiten. Das braucht noch nicht gerade pathologisch genannt zu werden; Halstuch und Strumpfband der Geliebten sind die harmlosen Idole einer besonderen Verehrung (Faust); ihr Anblick weckt mit der Erinnerung geschlechtliche Lust; welcher Dichter wäre, in diesem Sinne, kein vollendeter Fetischist? Immerhin ist zwischen der Auslösung, welche der Anblick der Geliebten selbst herbeiführt, und derjenigen, die das Hervorziehen eines ihrer Gegenstände hervorruft, doch schon ein Unterschied des Grades; es wird hier ein erster Schritt zum Selbständigwerden des Fetisch gethan. Die Gefahr liegt eben darin, daß das Bewußtsein dem Geschlechtlichen in den

Weg tritt, die Vernunft mit dem Instinkt zu spielen beginnt; so aber wird sie allmälig sein sicherer Verderb. Es kommt entweder zu der harmlos erscheinenden, aber entschieden in das Pathologische einspielenden „platonischen Liebe“, dem Seelenfetischismus; „wenn es nicht Leib an Leib geschicht, Geist mit Geist thun es freilich nicht.“ Oder es kommt zu dem schließlich nicht schlimmeren, aber abgeschmackteren und leichter zu Conflikten führenden Körperfetischismus (Schuh- und Schürzendiebstähle; Zopfabschneiden, auch im Traum erscheinen nur noch bezopfte Köpfe*). In solchen extremen Fällen pflegt, wie nicht anders zu erwarten stand, eine bereits ererbte Depravation die Regel zu sein. Aber seien wir ehrlich: immerhin würde Niemand zu leugnen vermögen, daß die Menschenwelt letzten Grundes — soweit nämlich Menschengründe reichen — als ein Spezialitätentheater erscheine, wollte ein Jeder von uns ohne Umschweif und Rückhalt von seinen heimlichen Absonderlichkeiten reden. Freilich: wer wird wollen? Nicht einmal der Greis geizt nach der Märtyrerkrone solcher Wahrhaftigkeit. Und trotzdem sei auch noch dies ausgesprochen: besser ist vielleicht für Manchen eine kleine Perversion, als eine lange ungesunde Liebschaft oder Ehe. Dem gemäßigt Perversen mögen seine „widernatür-

---

*) Im Traum dürfte zumeist, entgegen dem Anschein, die Psyche der Physis folgen; nicht das Bild ruft die Pollution, sondern letztere ruft das erstere hervor, und zwar in den vom Wachen her gewohnten oder in ererbten Gleisen. Doch zuweilen ist vielleicht auch das Bild causa efficiens. — „Was weiß der Mensch vom Kauen, wenn er sich das Kauen vorstellt! — aber unzählige Male ist dem durch Reize hervorgebrachten Vorgange das Bild des Vorganges in Auge und Gehirn gefolgt, und schließlich ist ein Band da, so fest, daß der umgekehrte Prozeß eintritt: sobald jenes Bild entsteht, entsteht die entsprechende Bewegung, das Bild dient als auslösender Reiz.“ (Nietzsche.)

lichen“ Handlungen weniger schaden, als die ihm eingeflößte Furcht vor ihrer Schädlichkeit und seine daraus abgeleiteten vergeblichen Versuche, normal zu sein.

Wir halten es nicht für überflüssig, zum Schlusse noch ausdrücklich zu bitten, daß man uns nicht mißverstehen möge. Die Wörter Degeneration, Pathologie sind, ganz abgesehen davon, daß sie hier besonders weite und strittige Grenzgebiete besitzen, nicht nur keine Schimpfwörter, sondern sie enthalten sogar neben all ihren Verneinungen auch werthvolle Bejahungen; Verfall kann zugleich Kulturhöhe sein; die Krankheit teilt Schatten und Licht aus. Wie im Allgemeinen die späteren Menschen (nicht gerade die allerspätesten!) die geschmackvolleren Menschen sind: wie Krankheit häufig die Geistigkeit erhöht, bevor sie dieselbe zugleich mit dem Körper zerstört, so ist auch der Verfall des Geschlechtlichen reich an werthvollen Steigerungen besonderer Eigenschaften. Wir halten daran fest, daß die Liebeswahl, je feiner sie differenzirt, auch um so decadenter sei, vom Gesichtswinkel des Geschlechtes aus betrachtet; an Schopenhauer's Genius der Gattung, welcher die Wahl leiten und die sich polar entsprechenden Individuen als ehrlicher Heirathsmakler zusammenkoppeln soll, glauben wir nicht mehr, — weit entfernt freilich, deshalb nun auch gleich behaupten zu wollen, daß bei den Liebesverbindungen überhaupt kein auf kräftige Erben, mithin auf die Gattung hinzielender Instinkt unbemerkt mit im Spiele sei. Das ganze thierische Liebesleben sahen wir im Interesse der Erben, nicht in dem der Eltern, vollzogen. Aber ein solcher Pedant, daß er sich die zum Pärchen taugenden Complementärexemplare bis auf Nasenschnitt und Augenbrauenkurve herab aussucht, ist jener Instinkt doch wohl nicht. Wenn Liebesehen in geschlechtlicher Hinsicht den Vernunftsehen vorzuziehen zu sein scheinen, so wird man dies

nur so lange als ein Mirakel anstaunen, als man es unterläßt, sich die vernünftig liebenden Männlein und Fräulein genauer anzusehen; der Mehrzahl nach sind das Herrschaften, von denen Gutes zu erwarten allzu unbescheiden wäre. Andererseits vergesse man nicht, wie selbst der heftigste Liebesrausch oft ganz einseitig ist; wenn derart der eine Theil wahnsinnig lieben, der andre kalt bleiben, ja lebhafte Abneigung empfinden kann, so beweist dies dem „Genius der Gattung“ gegenüber, daß die eine der beiden Personen instinktirr sein muß; sollte, was in diesem Falle der einen Hälfte möglich ist, in andern Fällen, bei beiderseitiger heftigster Neigung oder Abneigung, nicht auch zuweilen beiden Hälften möglich sein? Oder ein andres Beispiel: Jemand, den nur eine Art gemeiner Weiberphysiognomie geschlechtlich anzureizen vermag, fragt die, welche den Anreiz als Ehestifter preisen, ob er wirklich gut thun werde, von solchem Weibe sein Kind zu wollen? Nein! Also nach der Vernunft heirathen? Aber das haben sie ja eben als unverzeihlichste Sünde verfehmt! Vielleicht sind sie noch naiv genug, ihm sexuelle Besserung anzuempfehlen, und verweisen ihn, übernaiv, nicht einmal an den Arzt, sondern an Moral und Geschmack. Ach! Damit würden sie nicht einmal dem Perversesten gegenüber im Rechte bleiben. Denn die Moral vermag gegen den Geschlechtstrieb sicher nicht mehr, als sie gegen alle andern Triebe vermag, — das heißt nichts (wohlgemerkt, man wolle nicht Trieb mit Trieblosigkeit oder -Schwäche, und nicht abstrakte Sittlichkeit mit konkreter, mit zur Schau getragener Sitte und Gesetz verwechseln!); und was den Geschmack betrifft: den Beischlaf in Ehren, er gilt als schmackhaft; aber sollte er wirklich auch geschmackvoll sein? Er ist nicht einmal reinlich und doch vielleicht um so echter, je unreinlicher er ist. Der Liebende drängt sich in jedem Betracht

mächtig zum „Dunstkreis“ (Faust) der Geliebten, schlürft ihren Athem ein, trinkt aus ihrem Glase, schläft in ihrem Bett. Auch das hat sein physiologisches Herkommen; das Ineinandergreifen der im Akte befindlichen Genitalien gleicht ja selber schon einer Maschinerie, deren leichteres Gleiten der Verbrauch nicht eben besonders sauberer Stoffe begünstigen muß; für die Liebe ist Wasser nicht das Beste: siehe Engländerinnen. — Man merkt, gar so einfach liegt die Sache nicht; wenigstens ist der Genius der Gattung von Infallibilität weit entfernt. Wir glauben geradezu umgekehrt, daß die fein differenzirende Geschlechtswahl der Indifferenz der geschlechtlichen Auslese in Hinsicht auf gesunde Ursprünglichkeit des Triebes nachsteht; sie ist fetischistisch angehaucht; im Hinblick auf Geschmack und höhere Geistigkeit dagegen steht sie vor. So urtheilt auch Mongré: „Der Mensch ist das supranaturalistische Thier, und in der Liebe ist er es in verhängnißvoller Weise . . . Das Weib, das sich noch die Naivität und Dumpfheit der Gattung bewahrt hat*), steht dem bewußt erotischen, wählenden, schmeckenden Mann gegenüber biologisch höher, aber ästhetisch tiefer.“ Und das Gleiche gilt unter uns Männern selbst: der feiner wählende, schwerer reagirende besitzt vor dem gröber zugreifenden, leichter erregbaren zwar das ärmere Gattungs-, aber doch das reichere Individualleben. In ähnlicher Weise mag die Ehe gesünder sein; aber ästhetischer ist doch wohl die Liebschaft. Schließlich hängt es ja nicht von uns ab, nach dem Einen oder Andern zu greifen; mit unsrer Physiopsyche haben wir auch bereits

---

*) Man vergleiche die Léda des Pierre Louys mit ihrer tiefen Symbolik; auch hier heißt es von dem den Künstler inspirirenden Weibe, das ihm sowohl das Kunstwerk, dem die Schönheit entblüht, als auch das in das Dunkel des Vergessens zurücksinkende Künstlerkind schenkt: — tu es la Nuit.

den Standpunkt, den wir in praxi einnehmen, ein für alle Mal zugewiesen erhalten; und in der Theorie wird der Mensch vielleicht schon deshalb nicht ganz allein zu der gesünderen, stumpfwählenden Erotik Ja und Amen sagen wollen, weil er damit sich selbst abfällig kritisiren würde; denn dann stände schlechterdings animal über homo, Thierisch über Human! Wirklich verfallen Thierfamilien viel langsamer, als Menschenfamilien verfallen, — dank der geringeren Bewußtheit des Thieres. Anderseits versteht sich, daß wir nach all unsern Betrachtungen für eine Ermahnung, wie diejenige Driesmans: „Nicht Kultus der sinnlichen Liebe, sondern höherer Liebeskult!“ kein Verständniß mehr übrig haben. „Sinnliche“ und „höhere“ Liebe, das nannten wir physiologisch-roh-gesunde und psychologisch-fein-entartende; ein besonderer Kult der letzteren würde abgesehen davon, daß er ohne ein Wie und Womit Phrase bleibt, für die ganze Liebe die Gefahr des Endes bedeuten; nein, daraufhin wollen wir die Sinne lieber nicht lästern! Das gelegentliche Bedürfniß nach einem erotischen Zwischenakt derbster und gröbster Natur ist grade bei einer sehr mächtigen und feinfühlenden Intelligenz das erfreulichste aller Anzeichen; man behält nicht Goethe, wenn man ihm seine Gretel und Christel, seine faustische „derbe Liebeslust“ nimmt.

Wir könnten, streng genommen, unsre Erörterungen über das Geschlecht hier schließen; wir haben jetzt die Erotik nicht nur, wie versprochen, bis in die Psyche hinein verfolgt, sondern sind ihr sogar so weit nach gegangen, daß wir zuletzt an ihr Sterbebett traten. Sollte es uns nicht vergönnt sein, nunmehr von ihr Abschied zu nehmen? Nicht als ob wir befürchteten, daß man uns den Vorwurf machen könnte unser Buch trage einen fälschenden Titel; es würde richtiger: „Geschlecht und immer wieder Geschlecht“ heißen; anstatt

einer physiologischen Aesthetik stelle es beinahe eine unästhetische Physiologie dar. Wir schreiben Prolegomena; wir machen Neu-Land urbar; so dürfen und müssen wir bei den Vorbereitungen am Sorgfältigsten zu Werke gehen. Wenn es wahr ist, daß die Kunst der Liebe entsprießt: kommt dann nicht Alles darauf an, zunächst die Liebe selber so genau wie möglich kennen zu lernen, so vielseitig und umsichtig, wie irgend angeht, zu betrachten? Aber vielleicht meint man, daß wir gerade hierin gefehlt haben, und ruft uns fragend zu: „Und das, was uns dies Buch als Liebe zeigte, sollte wirklich die ganze Liebe sein? Diese thierisch-allzuthierische Menschenbrunst wäre auch nur die hauptsächliche? O ihr kleingläubigen Wirklichkeitsweislinge! Ihr ungläubigen Zweifelzünftler! Ihr abergläubischen Entwickelungskrämer! Wo habt ihr die Freundschaft in der Liebe gelassen? Sie, die innige, heilige Freundschaft, welche von dem plumpen Geschlechtsrausch zuletzt allein übrig bleibt, so daß er zwar wunderbar metamorphisirt erscheint, aber doch nur die gröberen Elemente abgestoßen hat und fortan licht und zart vor uns steht, nicht mehr als die rohe Thier-, sondern als die edle Menschenliebe?“ Also ruft man uns vielleicht zürnend zu, und wir wollen diesem Rufe unsre Ohren öffnen, obschon wir keine kleine Versuchung in den Fingerspitzen spüren, sie uns ein wenig zuzuhalten; wir wollen auch noch nach der Freundschaft in der Liebe suchen. Scheiden wir jedoch zunächst aus, was uns hier überhaupt nichts angeht. Wir haben es bei unsern Betrachtungen allein mit den physiopsychischen Thatsachen der Erotik zu thun; ihre rein sozialen Seiten nnd Wandlungen würden uns viel zu weit ablenken; und eben so wenig können wir die sonstigen ihrer Entstehung und Entwickelung fremden, ganz zufälligen Beimischungen im Einzelnen nachprüfen.

Zu ersterem, dem rein Sozialen, rechnen wir zum Beispiel die Macht des dauernden, ja nicht ausschließlich auf Sinnenlust beschränkten Zusammenlebens, das seine Wirkung bereits bemerkbar macht, wenn das fortgesetzte Zusammensein noch nicht einmal stattfindet, sondern erst vorausgeschaut, eingebildet wird. Schon so erzwingt es sich eine gegenseitige Akkommodation; dabei greifen das Traditionell-Schematische und die selten ganz fehlenden, außergeschlechtlichen Aspirationen kraftvoll mit ein. Und was das Zweite, das sonstige rein Accessorische, betrifft: man vergesse nicht, welche große Rolle die persönlichen Eitelkeiten Angesichts eines jeden Liebeserlebnisses spielen; auch auf die Lust an der Zerstreuung, die Freude am Abenteuer und Unerlaubten richte man den Blick, überhaupt auf all jenes liebe Schnick und Schnack der Geschlechtsliebe, das, so ungeschlechtlich und und so unwesentlich es im Grunde für sie ist, heute auch nicht in einem Falle sauber aus ihr herausgeknüpft werden könnte. Zum Begräbniß fand sich einst Tanz und Schmaus hinzu und ist noch bei unsern Bauern vielfach damit vereint; wird man deshalb Springen und Essen als Trauerregungen erkennen wollen? Nein. Aehnlich bei Liebschaft und Ehe: wie voll lebt man sich in das gegenseitige geistige Hervorlocken und Wiederverhüllen, in das Versteckspiel vor den Andern und in hundert und aberhundert solcher Detailzüge ein, wie fröhlich wendet man das hin und her, wie süße Erinnerung saugt man heraus: trotzdem sind all diese kleinen Ehestifter, auch den herberen Naturen wohlbekannt, gewiß nicht geschlechtliche Basen, keine erotischen Phänomene. Eher noch mag hier an eine allgemeine Beobachtung gemahnt werden. Woran ich Lust empfinde, das schätze ich hoch ein, das hege und pflege ich; was mir zu einem Genuß verhelfen, oder aber ihn mir wehren, vor-

enthalten, vereiteln kann, das suche ich mir durch alle Mittel kirr zu machen und gefüge zu erhalten, — auch durch Freundlichkeit. Das überzuckerte Vor- und Nebenspiel der Liebe: es ist oft nur eine Diplomatie und weiter gar nichts. In andern Fällen aber bedeutet die Freundschaft der Liebesleute und Gatten doch weit mehr und besitzt sogar einen geschlechtlichen Accent.

Die Freundschaft in der Liebe ist ein Absenker der elterlichen Fürsorge für das Kind. Sie ist ein Seitenstock jener schon im niederen Thierreich, vom Seesterne an auftretenden und bald die großartigsten Dimensionen annehmenden Brutpflege, die wir hier nicht erst durch Beispiele zu belegen brauchen.*) Wie nämlich die Geschlechtsliebe, zumal auf der Höhe der Brunst, aus dem Physischen in

*) Man treibe jedoch auch mit der Brutpflege keine Romantik. Besondere, ihr dienende Eigenheiten des Leibesbaues zeigen sie oft streng physisch gebunden (Giftstachel der Wespenmutter, Hautwucherungen bei Seepferd, Seenadel, Taschenfrosch, Pipa, Kropf des weiblichen Raubvogels). In andern Fällen erscheint sie psychisch frei und individuell variirend. Aber selbst die Vögel vertreiben ihre Jungen, sobald sie erwachsen sind und sich nicht freiwillig entfernten, mit Gewalt; und die Säugermutter, die ihr Kind so rasch als möglich zur Selbstständigkeit zu erziehen sucht, wendet sich dann gleichfalls von ihm ab, erkennt es später nicht einmal wieder. Bei dem Menschen hat sich das gewandelt; die instinktive Grundlage ist indessen auch hier noch deutlich zu erkennen (man gedenke zum Beispiel des „Nesthäkchens“); und das überstarke Psychischwerden besitzt seine Nachtheile, zumal für das Kind. „Unvernünftig“ liebende Eltern, richtiger gerade die mit allzu spielerischer, selbstgefälliger Vernunft liebenden, vermögen das Kind mit der weichlichen Hut für den harten Daseinskampf nicht genügend auszurüsten; auch sonst wollen es die Eltern zumeist durchaus nach ihren Wunschbarkeiten glücklich wissen, es selber aber besitzt oft genug seine eigenen, anders gearteten. Die Gefahr des sich hieraus ergebenden Conflictes darf, für die kindliche Seite, nicht unterschätzt werden.

das Psychische überging, so entwickeln sich auch aus den ursprünglich sinnlichen Anreizungen zur Pflege der Nachkommenschaft schließlich geistige Regungen. Wir deckten als einen Grundstein des Sozialen den Parasitismus auf; jetzt werden uns soziale Erscheinungen als indirekte Ausflüsse des Geschlechtlichen entgegentreten. Diejenigen Vergesellschaftlichungen (Heerdenbildungen), welche nur zum Zwecke leichterer und gesicherterer gegenseitiger Befruchtung, auch bei Zwittern (Auster), stattfinden und sogar bis zum völligen Verwachsen zweier Individuen (Diplozoon) führen können, bleiben hier besser außer Betracht; bloße räumliche Annäherung, ohne jede Organisation, läßt sich kaum schon als Bildung eines Sozialverbandes bezeichnen. Anders verhält es sich mit den durch die Brutpflege bedingten Zusammenschlüssen. Bei ihnen setzt der Familienverband ein, aber oft ganz einseitig; die Bewachung und Fürsorge findet lediglich Seitens des einen Geschlechtes, sei es des weiblichen (niedere Thiere; Mehrzahl der Insekten, der Amphibien; zahlreiche Hühner; Hamster), sei es des männlichen (Mehrzahl der Fische, besonders Stichling; einzelne Amphibien; Strauß) statt. Auch der Bienenstaat, den man als höchste Schichtung dieser Stufe betrachten kann, — sein Verband beruht wesentlich auf einseitig entwickelter Kindespflege, — besitzt allerdings eine sehr feste Organisation (Kampf der Königinnen; Schwärmen); aber er hat trotz seiner geschlechtlichen Grundlage doch viel weniger Aehnlichkeit mit einer Familienbildung in unserm menschlichen Sinne, als die gemeinschaftliche Eifürsorge Seitens beider Gatten bei dem Pillendreher. Aus solcher getheilten Brutpflege hat sich nicht allein unsre Menschenehe herausgebildet, über welche der Pfad zum Menschenstaate weiterführt; sondern hier muß auch jenes andre Liebeselement zuerst emporgekeimt sein, dessen Ursprung

wir suchen gingen: die Freundschaft in der Liebe. Es ist mit Händen zu greifen, daß die getheilte Sorge für die Kinder schon in rein egoistischem Interesse die Eltern auch für einander besser als früher sorgen ließ, — der Nachtheil des einen Gatten gereichte auch dem andern, der dann um so mehr allein zu warten und zu hüten hatte, zum Schaden; ferner führte die getheilte Lust am Kinde das Elternpaar enger zusammen: gleiche Liebhabereien, das verbindet. Und so konnte es zuletzt nicht anders kommen, als daß Gefühle, welche Anfangs überhaupt erst durch diese Vereinigung gezeitigt worden waren, später, von den Eltern durch Beispiel und Vererbung auf das Kind übertragen, selber die Vereinigung zeitigen halfen. Die Freundschaft, zunächst eine indirekte Folge der Liebe, ward endlich eine ihrer möglichen direkten Grundlagen. Derart kam in die Liebe ein der reinen Erotik ursprünglich ganz fremdes, ja entgegengesetztes Element; freilich kennt es schon der Vogel, der verliebt das Weibchen aus seinem Kropfe füttert und es reinigt (Wandertaube). Zwischen Geschlechtsliebe und elterlicher Freundschaft besteht insofern eine Verwandtschaft ab origine, als sich in beiden Fällen ein auf die Arterhaltung gerichteter Instinkt zu erkennen giebt; „Erziehung, eine Fortsetzung der Zeugung" (Nietzsche). Aber man hüte sich, deshalb beide ohne Weiteres gleichzusetzen, Liebe unter allen Umständen als Einform zu betrachten. In den brünstigen Umarmungen von Mann und Weib vor der Brautnacht und im dankbaren Sich-Umschlingen eines Elternpaares an der Kinderwiege ist viel Entgegengesetztes; der Kuß auf die Lippen meiner Geliebten ist nicht derselbe wie derjenige auf die Stirn der Mutter meiner Kinder; und die Sprache, welche für all diese Fälle nur das eine Wort „Liebe" bereithält, ist diesmal wirklich eine „arme Sprache". Der Mensch sucht Alles einander

möglichst anzuähneln, zumal da, wo nicht nur gemeinsame Aeußerlichkeiten vorhanden sind, sondern auch gleiche Werthschätzung erlaubt erscheint. So haben sexuelle und elterliche Gefühle in der That das gleiche Herkommen, nämlich aus dem Instinkt der Fortpflanzung; wirklich spricht sich in beiden ein und dieselbe Freude aus, die Besitzfreude, welche dem einen Gegenstand alles Andre, das Ich eingeschlossen, zu opfern bereit ist, — um den Preis seines Besitzes freilich, also nicht etwa unegoistisch. Damit dürften aber auch die Analogien erschöpft sein; und im Uebrigen schließen ἔρως und φιλία gerade in ihren starken Graden ein friedliches Nebeneinander nahezu aus, eher ist ein Nacheinander möglich. Das mag fremd und häßlich klingen, braucht jedoch deshalb nicht weniger wahr zu sein. Daher soll man auch nicht jene Freundschaft, welche aus der Elternliebe entsproßt ist, oder das Soziale, das aus ihr hervorging, als ein von vorn herein beabsichtigtes Ziel des geschlechtlichen Entwickelungsganges betrachten, — eine Behauptung, welche sich noch ein gut Theil fremder und häßlicher als die vorige ausnehmen dürfte und doch eben so zutreffend sein könnte.

Als wir das Schmarotzerthum als Fundament gesellschaftlicher Zustände erkannten, war keine Gefahr vorhanden, daß man die Segnungen der letzteren als von ihm gewollt bezeichnen würde, das konnten offenbar nur unfreiwillige Nebenerfolge sein. Der Einfall dagegen, die Gesellschaft könne ein bewußt erstrebter Zustand des Geschlechtlichen sein, liegt viel näher. Mit einiger Constructionsgeschicklichkeit würde sich die Liebe unschwer auf unsre modernen Familien- und Staatsverhältnisse herrlich hinaus führen lassen; und man hätte dann leichtes Spiel, Monogamie und constitutionelle Monarchie (oder welche Formen man immer belieben möge) als nothwendige und daher heilig zu haltende

Folgen des Geschlechtsinstinktes anzukündigen und auszuposaunen. Ein gelehrtes Marktschreier- und Zuhälterthum, welchem wir uns fern halten wollen. Wir haben im Gegentheil so scharf als nur möglich zu betonen: Auch die Liebe hat allerdings zu sozialen Formen hingeleitet; aber erstens zu durchaus entgegengesetzten; und zweitens hat sie dieselben auch wieder zerstört, sobald sie, bei veränderten Umständen, Selbstzweck werden wollten, anstatt ihre untergeordneten Hülfsoperationen zu bleiben. Zunächst genügt dem Gesellschaftstrieb die Erreichung des Zusammenganges; es giebt Einsiedler in allen Thierklassen (Spinne, Grille, Stichling, Wasserschwätzer, Fledermaus, Dachs, Maulwurf, Hamster, Waldspitzmaus, Opossum, Stachelschwein). Und wenn sich bei vielen Thieren der Gesellschaftstrieb nur zur Zeit der Fortpflanzung regt oder doch zunimmt (Sandkrabbe, Quappe, Schuppenechsen, Schlangen, Mövensturmvogel, Seelöwe, Mähnenschaf), so findet bei andern das grade Gegentheil statt (Amazonenpapagei, Saxaulhäher, Flug- und Feldhühner, Ren). Den Grund der Vergesellschaftung zur Fortpflanzungszeit bildet oft nicht einmal die Fortpflanzung direkt, sondern sie wird nur indirekt zum Anlaß dazu, indem sie Wanderungen zum Brutort nöthig macht, welche der Zusammenschluß Vieler zu erleichtern pflegt; man gedenke der Fische, der Schildkröten, der Zugvögel, des Seelöwen. Schon diese Beobachtungen zeigen, daß die Beziehungen der Liebe zum Sozialen sehr schwankender Natur sind, d. h. daß sie nach eigenem Belieben damit umspringt. Noch deutlicher tritt dies aber bei der Familie, der Ehe, hervor. Nicht, wie man vielleicht erwartet hätte, unter den Säugern, sondern unter den auch hier wieder die menschenähnlichere Psyche besitzenden Vögeln ist die Ehe am Meisten entwickelt. Bei den Vierfüßern leben in geschlossener Ehe nur einige

Wiederkäuer; sonst findet einjähriges mehr oder weniger treues Zusammenleben und öfter noch Vielehigkeit statt. Gerade diese ist im Vogelreich selten (Kampfläufer, Kukuk); die auf Lebenszeit geschlossene Ehe bildet hier die Regel. Freilich beweisen schon die Kämpfe der Männchen während der Fortpflanzungszeit, daß die Treue des Weibchens nicht über jede Versuchung erhaben zu sein pflegt; dem Sieger wenigstens wird es sich fast immer hingeben; selten leistet es dem Gatten Hülfe im Streit (Teichhuhn), und so ist für die starken Junggesellen und Wittwer der Raub fast die beste Heirathsvermittelung, — wie er dies einst ja auch bei dem Menschen war. Auch die Männchen pflegen zuweilen auf neue Abenteuer auszugehen, sobald das Weibchen brütet (Löffelente, Wachtel, Rothhuhn), thun sich wohl auch in eine Art Strohwittwergesellschaft zusammen und finden sich erst später wieder bei ihrer Familie ein (Braut-, Tafel-, Eiderente). Im Allgemeinen aber lassen sie sich weniger leicht ablenken, trauern auch tiefer um den Verlust der Gattin, als diese um den ihren; es ist für sie schwerer, ein andres Weibchen zu erringen, als es die Heirathserneuerung für die Wittwen ist. Das Alles bildet das genaue Gegenstück zu unsern eigenen modernen Verhältnissen. Wie es jedoch im Vogelreich bereits Fälle giebt, wo die Gatten einander in die Gefangenschaft oder in den Tod folgen (Arara, Hänfling, Brachschwalbe, Rothgans), so giebt es auch schon solche besonderer Ehewahl Seitens des Weibchens (Goldspecht, Knäk- und Tafelente).

Wenn die Ameisenpärchen sich anschicken, in Liebesbrunst aufzuwirbeln, so fehlt es nicht an Ameisennymphen, welche einzelne Trunkene zurückzuhalten suchen, indem sie sich an ihnen festklammern, ja ihnen die Flügel abbeißen. Die derart Aufgehaltenen müssen sich dann statt in fernem Flug in der

Nähe des Nestes auf der Erde paaren; das befruchtete Weibchen kehrt in dieses zurück und bleibt so der Kolonie, die ohne neue Stammmutter zu Grunde gehen müßte, erhalten und nutzbar. Also schon hier finden wir Liebesrausch und Volkswirthschaft mit einander im Kampfe; aber hier darf man die Staatserhaltung noch als im Interesse des Geschlechtlichen selbst liegend erachten. Aehnliche Erscheinungen wiederholen sich dann in der Menschenfamilie, im Menschenstaate, und weisen mehr als alles Vorgesagte darauf hin, daß das Soziale, die Freundschaft, die allgemeine Menschenliebe der Fortpflanzung schließlich ebenso störend in den Weg zu treten vermag, wie es die Vernunft dem Instinkt gegenüber that. Auch die moderne Familie kann zu einer Gefahr für das Geschlechtliche werden, indem sie die Zeugungskräfte durch allzu ausgeprägte Isolirung dieses einen Mannes auf jenes eine Weib verarmt. Damit mag es zu erklären sein, wenn wir das Geschlechtliche in unzähligen Fällen die Familie immer wieder durchbrechen sehen; es gelingt ihr nicht, sich als alleinseligmachend durchzusetzen. Dasselbe gilt vom Staat. Seine Institutionen helfen in ihrer Weise vielfach an dem Wohl der Fortpflanzung arbeiten, unterstützen sogar bis zu einem gewissen Grade die Zuchtwahl; aber erstarrt, können sie umgekehrt die Absichten des Geschlechtlichen kreuzen. Die Eheverbindungen werden dann nur noch auf Grundlagen errichtet, welche nichts mehr mit ihrem Produkt (ihrem Zweck) zu thun haben; der Staat, die Gesellschaft, die Kaste setzen sich als Zweck; der Intellekt wendet sich wieder gegen den Instinkt, einem Freigelassenen vergleichbar, der jetzt mit seinem eigenen früheren Gebieter rivalisirt. In solchem Falle wird entweder der Instinkt mit seiner ganzen Vehemenz die Schranken der Vernunft durchbrechen und Staat und Gesellschaft wandeln (Reformation, Revolution); oder der un=

fruchtbar gewordene Staat, die sterilisirte Gesellschaft gehen ein — was liegt an ihnen? was liegt an uns?

So haben wir das Geschlechtliche von allen Seiten betrachtet; wir sahen ihm aus seinen eigenen Hülfsarbeitern starke Gegner erwachsen; wir sahen es ihnen sogar in häufigen und mannigfaltigen Einzelfällen unterliegen. Man wird jetzt auch die Ueberschrift verstehen, die wir diesem Abschnitte gewählt haben. Aphrodite und Athene: das bedeutet kein friedliches Nebeneinander, sondern ein kriegerisches. Aphrodite ist die Freundin des Ares; und Athene trägt selbst Speer und Schild. Wer aber ist sie anders, als Aphrodite noch einmal; jene Aphrodite Urania freilich, welche mit der Aphrodite Pandemos nichts mehr gemein haben will und mit stolzer Verachtung auf sie zurückblickt? Als das Griechenvolk sich civilisirte, civilisirte es auch seine Göttin, verhüllte ihren schimmernden Leib und hieß sie keusch werden; so keusch, daß sie nicht einmal im Schooß eines Weibes, und wäre es auch nur der Schooß der See, aus welchem die Schaumgeborene*) entstiegen war, empfangen sein durfte; aus Manneshirn, fabelte man, sei sie fertig und gerüstet hervorgesprungen. Athene ist so weise als unfruchtbar. Die kluge Schlange findet sich in ihrer Begleitung, aber auch das lähmende Gorgonenhaupt auf ihrer Brust; den ruhmkrönenden Oelzweig reicht sie den Ihren, aber eine Helena vermag sie Keinem zu versprechen. Dürfen wir wünschen, daß sie über Aphrodite dauernden Sieg davontrage? Müßte er nicht, da sie selbst nur eine verwandelte Aphrodite ist, auch

---

*) Das geschlechtliche Sein hat zuerst die Fluthen belebt. Den Anlaß zu der Geburtssage der Aphrodite soll der Meeresschaum gegeben haben, welcher aus den Wasserbläschen gebildet ist, in die Pilumnus hirtellus seine Eier hüllt; die Liebesgöttin hatte also wirklich die Hand im Spiele.

ihr eigenes Ende sein? Aber wir fürchten nichts; wir werfen einen letzten, beruhigenden Blick auf die Gewalt des sexuellen Wesens, auf die Massenproduktion der Liebe. Freilich: die Dimensionen dieser Produktion nehmen ab, je höher wir emporsteigen; je organisirter und entwickelter die Individuen sind, um so unfähiger werden sie, sich in kürzester Zeit in das Unzählbare zu vervielfältigen; doch sie sind auch um so besser für den Daseinskampf ausgerüstet. Ueber 24 Junge auf einen Wurf kommen bei den Säugern nicht mehr vor, und bei denen, welche sechs Monate und länger trächtig gehen, ist die Eingeburt bereits zur Regel geworden; auch der Vogel, der nach Verunglückung des ersten Geleges zu einem zweiten schreitet, pflegt mit ihm nur spärlichere und schwächlichere Frucht zu zeitigen. Das Kaninchen dagegen setzt immerhin noch sieben Mal im Jahre vier bis zwölf Junge, und diese werden, wenigstens in warmen Ländern, bereits im fünften Monat zeugungsfähig. Ganz anders bei den niederen Thieren — von den Pflanzen zu schweigen. Ehrenberg hat berechnet, daß die Nachkommen von einer einzigen Mutter von Hydatina senta, die in zwei bis drei Stunden nach dem Auskriechen Eikeime bildet, bei gleichmäßiger Fortzeugung Seitens ihrer selbst und Seitens ihrer Jungen bereits in elf Tagen vier Millionen zählen würden; bei Vorticellen sah man in 24 Stunden aus einer Mutter 200 Individuen entstehen. Die Auster wird auf eine Million Eier geschätzt, das Spulwurmweibchen aber auf 60 Millionen, und jedes einzelne Bandwurmglied auf 50000 Eier. Die larvengebärende, 15 mm lange Fleischfliege zählt in ihrem bandartigen, aufgewickelt 65 mm langen Eierstock 20000 Larven; die Bienenkönigin empfängt von der Drohne in einmaliger Befruchtung Samen, der für eine Eierproduktion reicht, die bei einer Dauer von mehreren

Jahren jährlich etwa 50000 Stück beträgt. Und so noch bei den Fischen, unter denen Lachs und Forelle mit 25000 Eiern sehr bescheidene Artgenossen sind; anderwärts (Wels, Stör, Hausen, Kabeljau) zählen sie nach Millionen. Bei dem Laichen des Herings trübt sich selbst die Meeresfläche; ein weithin verbreiteter Geruch entsteht, und die Netze der Fischer überziehen sich mit dicker Kruste. Wenn also nicht das eine Thier auf das andre Jagd machte; wenn sich nicht der große Wal gerade von den kleinsten Meeresbewohnern nährte; wenn nicht eine erhöhte Fruchtbarkeit der einen Spezies auch erhöhte Fruchtbarkeit bei ihren Todfeinden zur Folge hätte: was möchte aus der Erde geworden sein? Aber dem verschwenderischen Ueberreichthum der Natur in der Schöpfung immer neuer Lebenskeime entspricht eine ebenso großartige Gleichgültigkeit gegen das Wohl und Wehe des einzelnen Lebenskeimes, des Individuums. Das Recht auf Leben: was heißt dies Bettelwort vor einer Richterin, die ja noch bei dem Menschen nur einem winzigen Bruchtheil der abgespalteten Keime zu beginnender Entwickelung verhilft? — Es hat also gute Weile, ehe Athene den Sieg über Aphrodite erhoffen darf. Auch das naive Menschenkind, sei es nun Schafhirt oder Königssohn oder wie jener Paris beides zugleich, wird den Apfel immer wieder der Liebe zuerkennen und der Weisheit absprechen; wird Helena's Busen den Brüsten der Erkenntniß vorziehen; und sollte es einmal aussterben: Aphrodite zählt noch mancherlei Kind in ihrem Liebesgarten, woraus sie vielleicht noch mancherlei Art Neumensch, Nachmensch formen könnte. Der Mensch ist ein Ende — gewiß! aber warum gleich ein Stammende? warum könnte er nicht ebenso gut ein bloßes Astende sein?

Zweites Buch.

Kunst.

„Je gedankenvoller Auge und Ohr werden, um so mehr kommen sie an die Grenze, wo sie unsinnlich werden."

Nietzsche.

Kunst und Moral.

Wenn wir es am Eingange unsrer Untersuchung über das Geschlecht nöthig fanden, zunächst den Intellekt, den vorlauten, in die Schranken seiner eigenen Unzulänglichkeit zurückzudämmen: hier haben wir der nicht minder naseweisen und unzureichenden Moral alles Drein- und Zwischenreden zu verbieten. Die Parallele, welche sich derart zwischen dem Verhältniß des Intellektes zum Instinkte und demjenigen des Moralischen zum Künstlerischen ergiebt, trifft in wunderbarer Weise fast Punkt für Punkt zu. Bei der Polarität von Intellekt und Instinkt suchten und fanden wir das Plus auf des Letzteren Seite; auch die Kunst werden wir als positives Element, gegenüber der negativen Moral, bezeichnen. Während ferner das sittliche Prinzip, gleich Verstand und Vernunft, unaufhörlich auf seine Zwecke pocht, ähnelt die künstlerische Thätigkeit, welche ohne viel nach dem Woher und Wozu zu fragen stets neu zeugt und schafft, dem unbewußt bleibenden Wirken des Instinktes; und wie sich der nüchterne Intellekt oft genug durch den Rausch des Trieblebens gestört sieht, so finden wir auch die hausbackene Moral den gewaltigsten Ueberfluthungen Seitens des Kunstgeistes ausgesetzt. Im Herzen steckte das Individuum, nicht im Kopf; in der Schönheit leibt das Individuell-Schöpferische, nicht im Sittengebot. Freilich, der erst dem Geschlechtsinstinkt dienstbare, dann ihm aufsässige Intellekt verstand das Individuum noch zu steigern; auch die Anfangs dienstwilligen,

später herrschsüchtigen Moralitäten haben den Künstler und sein Werk über sich selbst hinausgetrieben. Und deshalb wird heute in der gleichen Weise, in welcher man das bewußte Handeln vor dem unbewußten Thun zu verherrlichen pflegt, die Ethik auf Kosten der Aesthetik überschätzt; sicher aber ist die Letztere das ältere und ursprünglich weit kräftigere Element. Denn schon früh keimt die Kunst in der organischen Natur auf, die Moral dagegen erscheint, auch wenn wir nicht lediglich mit unserm jetzigen Sittlichkeitsmaßstabe nach ihr suchen, als eines der spätesten Gewächse auf dem Boden des Organischen; daß die ganze rohe Natur tief unmoralisch sei, das gab bisher noch jeder Ethiker zu. Wir finden fast alle unsre Künste im Thierreiche vorgebildet, ja zum Theil zu einer meisterlichen Höhe entwickelt; der vermeintliche kategorische Imperativ dämmert kaum hier und da mit den allerbescheidensten Andeutungen auf. Die instinktive Brutpflege des Thieres zum Beispiel als sittliches Verdienst aufzustellen, geht nicht an; zur moralischen Handlung gehört die Einbildung der Willensfreiheit, die in solchem Falle völlig fehlt.*) Blicken wir ferner auf das Gebahren der Naturvölker, so finden wir auch bei ihnen die Tanz- und Versregeln den Sitten- und Lebensnormen voranstehen; die Gesetze und moralischen Ermahnungen selbst werden Anfangs in poetischer Gestalt bewahrt und weiter gegeben, und es wäre sicher sehr verkehrt, diese älteste didaktische Dichtung nur auf

---

*) Bei dem höheren Thier finden sich freilich einige Anklänge an eine sittliche Auffassung der Brutpflege; die Adoption fremder Jungen (Papagei, Hund ꝛc.), ja ihr Diebstahl (Tauchente), ihr Raub (Floßtaucher) mögen noch rein instinktiv sein; die Art und Weise jedoch, wie Männchen der Sperlingsvögel lässige Weibchen zum Brüten, Seebärmännchen eine aus der Art geschlagene Gattin zum Schutz der Jungen zurückführen, hat einen psychisch-ethischen Aspekt.

mnemotechnische Zweckdienlichkeit und nicht zugleich auf eine besondere Heilighaltung der Kunst zurückzuführen. Mag sie hier immerhin als das kleidende Gewand der Moral erscheinen: das kleidende Gewand ist auf dieser Stufe noch etwas sehr Wesentliches; ähnlich macht bei dem Naturmenschen die Tätowirung, der Schmuck den Adel. Daran glauben wir Modernen nun freilich nicht mehr. „Edel sei der Mensch, hülfreich und gut", das steht uns heute weit höher als alles künstlerisch-geniale Wesen, — sofern wir uns ihm nämlich zeitlich, räumlich sehr nahe finden. Im andern Falle aber deklamiren wir: „Was unsterblich im Gesang soll leben, muß im Leben untergeh'n", und stellen dazu an den Sänger das Verlangen, daß er uns diesen Untergang als verschuldet aufdecke: die Unsterblichkeit im Gesang als Lohn — der großen Schuld! Wie? scheint es nicht, als ob doch auch noch wir insgeheim, uneingestanden, unbemerkt die Aesthetik vor der Moral einschätzten? Als ob die Kunst unsre selbstgenugsame ethische Tüchtigkeit, das „flache und freche Prinzip" unsrer poetischen Gerechtigkeit herzlich auslachte?

Die Moral hat die Kunst inhaltlich nicht etwa derart steigern helfen, daß sie harmonisirend in sie eingriff; sie hat die künstlerische Darstellung im Gegentheil gerade dadurch bereichert, daß sie ihr immer neue, ausgewähltere, zugespitztere Seelenconflikte zum Stoffe darbot; als böse Göttin schreitet sie schrecklich und erhaben durch die Scene; als Knotenlöserin angesprochen, bedeutet sie dagegen eine Verarmung, einen Niedergang der Kunst. Die Personen im Drama mögen noch so viele und noch so starke Moralanschauungen besitzen, wie das ja auch bei den Personen des Lebens der Fall ist; es mag noch so reiche ethische Einbildung innerhalb der dramatischen Handlung in Umsatz gebracht werden: der Dichter selbst darf mit keiner sich klüger dünkenden Supermoral

dazwischen fahren, schlichten, strafen und lohnen wollen. Die Bretter der Bühne bedeuten weder Gerichts- noch Beichtstuhl, sondern — die Welt. Hiermit soll nicht gesagt sein, daß sich nicht auch gelegentlich einmal ein paar Gerechtigkeitsaccente in einem Kunstwerk vorfinden dürften; selbst im Leben erfährt zuweilen die Wohlthat Lohn, die Uebelthat Strafe, ergeht es manchmal dem Braven gut und dem Schlimmen schlecht. Aber das bedingungslose Verlangen nach dem Vorführen einer solchen Gerechtigkeit, als nach einem ehernen Kunstgebote, ist, ganz abgesehen davon, daß es überhaupt keine ehernen Kunstgebote giebt, schon deshalb eine unsinnige Forderung, weil der Dichter, wieder ganz wie das Leben, seine Personen und ihre Handlungen derart aus Gut und Böse mischen wird, daß jedes Gerecht nach dem einen Gesichtspunkte in der Optik einer zweiten, dritten Perspektive ein Ungerecht bedeuten müßte. Alle glatten moralischen Abrechnungen haben ja überhaupt nur vor dem Glauben an das „Hie Tugend, hie Laster“ Sinn; und die Kunst beginnt gemeinhin erst jenseits dieses Glaubens, kennt, um es in der Sprache der modernen Malerei auszudrücken, ein weißes Weiß ebensowenig, wie ein schwarzes Schwarz. „Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch“: das haben schon die Xenien verspottet. Andrerseits — wir geben es zu — fabelten wohl auch große Dichter selbst von der poetischen Nemesis; kindlich schwätzten sie damit nach, was ihnen die gelehrten Kritiker eingeblasen hatten, — besten Falls gute Apolliniker, mehreren Falls jedoch ganz kunstarme Leute, die ihr nachkäuendes Gewerbe mit rührend wenig Einsichten und wahrhaft bescheidenen Ausblicken zu bestreiten pflegen; der höhere Bub und das höhere Mädel vermögen es ihnen heute, lange vor jeder Pollution und Menstruation, auch schon nachzuthun. Und der Künstler, welcher, nach Ruhe verlangend, aus der Einsamkeit des

Schaffens zurückkehrt, sagt nur zu gern Ja und Amen zu jedem solchen Gefasel, vorausgesetzt, daß es ihn nicht direkt angreift; diese bequeme Lässigkeit thut seiner Produktionskraft am wenigsten Abbruch; mit Nichts umhegt er den heiligen Hain seiner schöpferischen, hellseherischen Augenblicke lieber, als mit einem breiten Schutzgürtel dunkler, dumpfer Dummheit; der gerade ist auch nach des Weisesten weiseste Weisheit. Alles geniale Produziren ist synthetisch; alles kritische Betrachten aber analytisch; das sind Gegensätze, und selten werden sie sich in ein und derselben Person so berühren, daß in ihr die Kraft zu schaffen und die Fähigkeit, das Geschaffene richtig auszulegen, gleich mächtig entwickelt sind. Deshalb wird ein Kunstgroßer immer nur wieder für Kunstgroße, welche ihn intuitiv zu fassen vermögen, ein guter Lehrmeister sein; nicht mit dem Wort lehrt er, sondern mit der That; zeigt nicht, wie man es macht, sondern zeigt, was er macht. Es klingt auch schon ganz anders, wenn die Künstler unter einander von ihrer Kunst sprechen, als wenn sie mit dem Professor darüber disputiren; oder wenn sie bei der Arbeit vom Werke reden, als wenn sie hinterher beschreibende Traktätchen über dasselbe vom Stapel lassen. Noch anders aber tönt es dann aus dem Werke selbst, und ein einziger Blick auf eine einzige poetische Großthat wirft mit einem einzigen Schlage alle Ansprüche der Moral, die Kunst in ihre Erbpacht zu nehmen, um. Blicken wir auf Goethe's Faust: ist er nicht der reine Hohn auf das Evangelium der poetischen Gerechtigkeit? Um nur Eines herauszuheben: welches mag wohl die sittlichste Figur der Fausttragödie sein? Aber da kann ja kein Zweifel walten: Mephistopheles. Seinen Geist der Verneinung, den übrigens auch der Himmel respektirt, darf man ihm um so weniger als dramatische Verschuldung ausdeuten, als dieser Geist schon für die Exposition Prämisse ist. Im Uebrigen

aber hält allein Mephistopheles sowohl an dem mit Gott dem Herrn vereinbarten Programme, als auch an dem mit dem Herrn Doktor abgeschlossenen Vertrage fest, und ist trotzdem zuletzt der Geprellte. Wir zweifeln zwar nicht, daß sogar dies von einem klugen Aesthetiker noch auf Gerechtigkeit hinausgedrechselt werden könnte, — zumal wenn er zugleich ein gläubiger Christ ist; doch wir halten dafür, daß das eben Drechslerarbeit sein würde, für welche wir hier keinen Dank wissen.

Viel ja lügen die Sänger, — das hat schon der Vater Homer verrathen; und das verrieth noch einmal jener Zarathustra, der von sich selber sprach: „Aber auch Zarathustra ist ein Dichter.“ Mit solchem Urtheil sollte der Kunst gewiß nicht das Zeugniß ausgestellt werden, daß sie schön und gut sei; ihre Sittencensur lautet ungenügend; moralisch ist sie ein Nichtsnutz; die Kunsttempel sind nichts weniger als ethische Bildungsstätten. Auch die Künstler selbst sind ja selten Heilige; leichter fällt es ihnen mit griechischer und französischer Libertinage, als mit römischer und deutscher Gravität Hand in Hand zu gehen. Trotzdem: die Kunst ist wohl unmoralisch; sie ist es aber in aller Unschuld, gleich der Natur. Und wenn sich etwa ein moderner Theaterbesucher darüber beklagen sollte, daß dem armen guten Gretchen, dem tollen bösen Faust gegenüber, keine andre Revanche geboten wird als eine Stimme aus dem Schnürboden, — der Dichter hat sie billig, — nun, so hätte besagter Herr eben besser gethan, in eine Sitzung des Vereins zum Schutze gefallener Mädchen als in das Schauspielhaus zu gehen. Er konnte dann sogar moralische Realität haben; aber freilich, einen so winzigen Ausschnitt aus der im Grunde ganz anders gearteten Realität des weiten, großen Lebens, daß der Dichter doch wohl im Rechte sein mochte, wenn er

nicht gerade aus diesem Versteck seine bunte Scheinwelt schöpfte. Am Ende, — im Scherze gefragt, — am Ende ist es nicht einmal wahr, daß die Sänger lügen? Und sie hätten gerade nur das gelogen? Und unmoralisch wären sie aus Lebenstreue, das heißt aus Moralität?

Wir behaupteten, daß die Moral in der Kunst ein Fremdelement sei; jetzt aber hält man uns die enge Verschwisterung von Kunst und Religion entgegen. In der That hat es wenig zu besagen, daß sowohl Koran als auch Bibel gegen die bildenden Künste eifern, und daß byzantinische wie puritanische Heißsporne die reichgeschmückten Kirchenmauern zeitweise zu kahlen Kerkerwänden umgestaltet haben. Trotz Savonarola ist Florenz noch heute die unvergleichlichste Kunststadt; die neuere geistliche Musik verdankt der sonst so sinnenfeindlichen Reformation sogar ihren Ursprung. Musik und Tanz, das sind früheste Formen der Religiosität wie der Kunstübung, sei es bei dem Negerpriester oder bei der griechischen Bacchantin; gern zählen Naturvölker ihre Musikinstrumente den heiligen Geräthen zu; und auch unser Christenthum weiß recht gut, welches mächtige Reizmittel für die Religiösgesinnten die Tonwelt bildet. Nicht weniger eng hängt die Poesie mit der Religion zusammen. Dichter und Seher, sie sind ursprünglich ein und dieselbe Person. Zu den ersten Beispielen der gebundenen Rede gehören alterthümliche Zaubersprüche; die attische Tragödie ist direkt aus dem Hochamte des Dionysoscultes entstanden; ähnlich fußt das moderne Drama auf mittelalterlichen Mysterienspielen. Weiter zu den bildenden Künsten: mit der Fratze heben sie an, die Fratze aber ist der vergöttlichte Vorfahr, der Gott selbst. Möglicher Weise gehört sogar das Wort schön zu schauen (schauen im religiös-visionären Sinne). Die Männer, welche die ersten Schnitzereien herstellen, gelten als heilige

Zünftler. Aller Kunstaufwand kommt zunächst nur dem Gotteshause zu Gute; so mochte die olympische Feststraße eine leibhaftige griechische Kunstgeschichte bedeuten; so entstand eine sixtinische Kapelle, eine sixtinische Madonna; so ist noch im ärmsten Kirchdorf das Bethaus das Schmuck- und das Prunkstück. Die Architektur ist ja auch von nichts Anderm als von der Religion ausgegangen; Grab und Tempel sind ihre ersten Aufgaben gewesen. Und weit mehr als all' dies: glaubt man nicht heute in der Kunst sogar einen Ersatz für die absterbenden Religionen erblicken zu sollen? Wie also durften wir behaupten, daß Kunst und Moral zwei einander wildfremde Dinge seien? Aber wir behaupten es doch; wir wenden ein: und wer hat gesagt, daß Moral und Religion das Gleiche sei? Die Moral ist nur die eine Seite des Glaubens; damit ist sie noch lange nicht schlechterdings mit ihm identisch; Moral ist noch nicht Religion. Wie in der Philosophie das Ethische und das Metaphysische zwei selbstständige Theile sind, — wer der Ethik eines Weisen beistimmt, widerspricht vielleicht trotzdem seiner Metaphysik, und umgekehrt, — so in der Religion das sittliche und das mythische Gefühl; Ersteres hat mit dem Künstlerischen überhaupt nichts zu schaffen, wie wir immer wieder betonen; Letzteres dagegen ist, so lange es noch nicht in Phantasiewust und mystische Albernheiten entartete, beinahe schon das Künstlerische selbst, und in diesem Bezuge gilt Nietzsches Satz: „Es ist ein Quell, aus dem Kunst und Religion fließen", allerdings. Also nur durch diese mythische Gefühlsseite, durch dies Pathos der Religion finden ihre Verwandtschaften mit der Kunst Erklärung; das Ethos bleibt dabei ganz aus dem Spiele. Pathos aber heißt uns hier jenes Stocken, das den Menschen befällt, wenn er sich plötzlich dem Räthsel der Sphinx gegenüber findet, dem Räthsel, dessen Lösung

Mensch heißt, — aber das ist ja gar keine Lösung, das ist ja erst das Räthsel selber; Pathos heißt uns jenes Ueberschwanken der erschrockenen Begriffe in den Ozean des Unbegriffenen, des Gottes, der Kunst; Pathos heißt uns das breite Ausströmen der Gefühle in die Rauschwelt des Mythisch-Künstlerischen. Und was diese Rauschwelt immer neu nährt, ist das wunderbare Geheimniß unsres organischen Werdens, — das Geschlecht. Die urältesten Mythen sind sammt und sonders Zeugungsmythen; Lingam, Obelisk, Phallos, das ist ein und dasselbe heilige Symbol. Noch im Märchen vom Dornröschen klingen die Osiris-, Dionysos-, Siegfriedsagen weiter; noch im Korallenhorn an der Uhrkette lebt das Phalloszeichen fort. Und auch aus der Kirche selbst ist Aphrodite noch nicht gewichen, mag sie sich Maria Immakolata, mag sie sich Herz-Jesu nennen. Wie viele verkappte geschlechtliche Frissons weiß ein christlicher Gottesdienst auszulösen, und mittels der Verkappung wieder gar manchen unverkappten. In verstellter Rede spricht die dämmernde Umgebung, der süße Weihrauch, die überredende Musik, die ungewohnte Gedankenfolge zu der auf die Kniee gesunkenen jungen Beterin; zu dir selbst spricht ihr Anblick vielleicht ganz unverstellt. Freilich ist die katholische Mutterkirche in diesen Dingen, wie, nebenbei bemerkt, auch in den meisten andern, echter und wohlgerathener als ihre abspenstige protestantische Tochter, mag immerhin ein derart gespendetes Lob vom Katholiken selbst scheltend abgelehnt werden. Wer, in der Religion, den Accent vom Sinnlichen auf das Besonnene, von der geschlechtlichen Unterströmung auf die geistigen Oberwässer, vom Gefühl auf den Verstand verlegt, wer sich hier am Unbegriffenen mit Begriffen vergreift, der zerstört. Die Wurzeln der Religion können auch heute in keinem andern Nährboden treiben als in jenem, in

welchem sie sich mit dem Wurzelgeflecht des künstlerischen Geistes begegnen, das heißt: im Sexuellen. Aber lassen wir das Heilige, mit dem wir es diesmal ja gar nicht zu thun haben, und sehen wir zu, wie seine weltliche Schwester, die Kunst, von solcher Pflanzstätte aus in ihren Himmel hineinwächst.

Die Entwickelungsgeschichte des Künstlerischen.

Früh schon setzt die Kunst im Werdegange des Geschlechtlichen ein; ja man könnte vielleicht auch hier wieder von Analogieen im Anorganischen reden, sofern man das Anschießen der Krystalle gleichsam als erotischen Zeugungsprozeß auffassen wollte. Für unser menschliches Gefühl ist der Krystall die Blüthe des Steines. Von der Pflanzenblüthe mit ihrem besonderen Bau, ihren lebhaften Farben, ihrem berauschenden Dufte wissen wir bereits bestimmt, daß wir in ihr nichts Andres als die Offenbarung des pflanzlichen Geschlechtslebens vor uns haben; die Rose, welche dem Menschen zum Liebessymbol geworden ist, ist selbst eitel Liebe, Liebe des Rosenstockes; aber auch das, was wir Pilz nennen, jene oft so bunt gefärbte Hut- oder Schirmform, ist ein bloßes Fortpflanzungsorgan; die Pilzpflanze selbst, deren unscheinbare Gestalt im Erdboden verborgen bleibt, bekommen wir gar nicht zu Gesicht. Es ist wahr, daneben giebt es Gewächse mit ganz farblosen, wenig ansehnlichen, übel riechenden Blumenkronen; doch sie bilden, zumal unter den höheren Pflanzen, die Ausnahme; und so will uns fast dünken, die Geschlechtlichkeit erkenne in einem gewissen Sinne, eben im künstlerischen Wohlgefallen, sich selbst auch noch im fremdesten Organismus wieder. Scherzend — wir wollen auch unsre Scherze nicht muthwillig um das Leben bringen — erinnern wir an die Vorliebe, welche stark anormale menschliche Sexualcharaktere für den schweren Duft bizarrer, giftiger

Orchideen besitzen — gleichsam echter Decadencepflanzen; im Ernste dagegen verweisen wir auf das Hochzeitskleid der Thiere, obschon selbst dies nicht immer sogleich in unserem menschlichen Sinne schön zu sein braucht. Während der hochzeitliche Schmuck bei einem Theile der Fische in prachtvollen Verfärbungen und bewegten Farbenspielen besteht (Stichling, Seehase, Lachs), kündigt sich die Laichzeit bei einem andern Theil mit uns häßlich erscheinenden Hautwucherungen, Wulst- und Warzenbildungen, Ausschlag und Auswuchs an (Karpfen, Aland, Rothauge, Plötze, Häsling, Elritze, Blei, Schiedling), und zuweilen geht sogar beides neben einander her (Gründling). Schon hier pflegt es das männliche Geschlecht zu sein, welches sich allein (Bitterling) oder doch in besonderem Maße (Zärthe) durch solche Veränderungen auszeichnet; bei der Seeforelle dunkeln vor Allem die älteren Männchen, und bei ihrer Schwester, der Bachforelle, fehlt den unfruchtbaren Gattungsmitgliedern die den Uebrigen eigenthümliche Schwartenbildung ganz; gewiß ein zwingender Beweis für den engen Zusammenhang derselben mit der sexuellen Potenz. Auch die Schlangen erstrahlen nach ihren, die Fortpflanzungsperiode einleitenden Häutungen in frischerem Farbenspiel; auch unter den Molchen legen Männchen wie Weibchen das Hochzeitskleid an; aber wieder sind besondere Abzeichen und Zuthaten, der Rückenkamm zum Beispiel, den Ersteren allein vorbehalten. Mehr noch gilt dies von den Vögeln. Nur die männliche Kragentrappe ziert während der Paarungszeit der Schmuckkragen; nur der männliche Fadenhopf, Feuerweber, Wüstengimpel, Schleppenfliegenschnäpper erscheint liebend in glänzenderem und farbenreicherem Gefieder, schmückt sich mit langem und prahlendem Schweif, auf welchen er, so unbequem er ihm sein mag, dennoch selbst nicht wenig stolz ist; das Weibchen dagegen verharrt, gleich den unreifen Jungen,

im unscheinbaren Winterkleid. Das Geschlechtsverlangen des Mannes ist es also, mit dem entwickelungsgeschichtlich verbunden das Künstlerische einsetzt. Wir erinnern uns, daß wir das männliche Geschlecht, schon vom Samenthier an, als das vornehmlich suchende, begehrende, der Ergänzung bedürftige und dem sexuellen Conkurrenzkampf ausgesetzte erkannt haben. Was kann demnach näher liegen, als in dem Künstlerischen wieder ein anfängliches Werkzeug des Geschlechtlichen zu erblicken, derart, daß wir den ästhetischen Sinnenreiz seinem frühesten Auftreten und seinen primitivsten Formen nach als Verführungsmittel für das Weibchen auffassen? die Schönheit als eine höher potenzirte Verlockung zur Zeugung, und damit, wie von selbst folgt, ganz und gar nicht uninteressirt? Dabei mag das Lockmittel Anfangs nicht einmal als schön, sondern zunächst nur als sexuell-charakteristisch empfunden, und erst durch das spätere Verschmelzen mit dem geschlechtlichen Lustgefühl auch schön getauft worden sein. Der früheste Schmucktrieb spricht gewöhnlich am lautesten; auf der Höhe redet das Schöne leiser, und greift erst wieder im Niederstieg zu den eindringlicheren Accenten, weil es zuletzt wieder der lebhafteren Ueberredungskunst bedarf. Das gilt auch von der Kunst.

Beachten wir wohl: das Schöne ist nicht etwa eine Eigenschaft der erkannten Natur, sondern, vor dem Intellekt: eher noch eine ihrer gröbsten Verkennungen; vor dem Verstand: zum mindesten eine sehr schief gerathene Perspektive. Die zergliedernde Wissenschaft läßt überhaupt keine Form, keine Farbe, keinen Ton bestehen; die nachprüfende Vernunft heißt all dies als Irrthum, als trügerischen Schein fassen, lehrt uns die Gestalt als eine höchst unvollkommene Augenspiegelung, Licht und Ton als farb- und lautlos erkennen; so erkannt aber verlieren sie all ihre künstlerisch-auslösende Kraft,

wie die zerlegte und anatomatisirte Blüthe jeden Schönheitsreiz einbüßt. Eine Landschaft färbt sich dem, der sie mit wagrecht gebeugtem Kopfe betrachtet, bunter; ein Gleichniß und keines: auch die Kunst verlangt ihre besondere Optik, verlangt ein etwas auf den Kopf gestelltes Sehen, ein wenig Blutandrang, einen kleinen Schwindel, — kurz, sie fälscht den Intellekt. Aber seien wir unparteiisch und hören wir auch auf die Rede der Kunst, die also zu uns spricht: Und der Intellekt? Fälscht er mich etwa nicht? Wenn der Westen des Himmels in purpurnen Abendröthen glüht, dann geht wohl an seinem bleichen Osten die runde Mondscheibe grün auf, grün, hört ihr?! Aber wie Wenige von den Vielen, die es sahen, haben es auch nur empfunden. Ihr Intellekt weiß nun einmal nur von einem weißen oder gelben, höchstens einem rothen Mond; einen grünen Mond, sagen sie, den kann es ja gar nicht geben! Von der Buntheit des Meeres oder einer Wasserlache, vom Farbenwechsel einer Gartenmauer oder eines Plüschbezuges haben diese Nüchternen vollends keine Idee; es gehören schon reizbarere Nerven dazu, so etwas auch nur zu bemerken; es bedarf schon eines wachsenden Mißtrauens gegen die Vernunft, an so etwas auch nur zu glauben; der Meisterschaft eines Böcklin oder Jacobsen, so etwas glaubhaft nachzuahmen. Aber ward es einmal bemerkt, geglaubt, wiederholt, so ward sicher auch dem Intellekt die blinde Gefolgschaft gekündigt. Gewiß, die Sinne täuschen; das Maaß jedoch, mit welchem wir ihre Täuschungen nachmessen, ist selber Sinnenprodukt, das heißt, es täuscht abermals. Und wenn es nicht einmal bei der Aufnahme der Eindrücke unfehlbar ist, wenn es selbst hier im Glauben an die Regel und das Allgemeine die Ausnahme und das Besondere ganz übersehen kann, wie dürfen wir es dann bei der Controlle der Eindrücke als unfehlbar ansprechen? Dieses

Maaß, der Intellekt, gleicht dem Prisma, durch welches wir den Strahl des Lichtes, der Sinnenwelt, einfallen lassen. Zeigt es uns eine sinnenfreie Wirkung? Etwas Menschlich-Unsinnliches? Menschlich-Unsinnlich, — welch ein Widerspruch! Nein, es zeigt uns nur eine andre Sinnenwirkung, eine anders sinnliche. Betrachten wir also jetzt die Kunst derart prismatisch, so mag sie uns freilich als „leichteste Hülle um schöne Zahlen" erscheinen, und vielleicht glauben wir mit dem Satze: „Alle Lust beruht auf Proportion" viel gewonnen zu haben. Es ist der Hauptsatz der gegenwärtigen Aesthetik. Wir können ihn sogar im Einzelnen anschaulich machen. Die Musik bezeichnete Leibniz als exercitium arithmeticae occultum nescientis se numerari animi; Nietzsche verglich in Malerei und Plastik die Farbe mit der musikalischen Harmonie, die Anordnung mit der Rhythmik, — also auch hier mathematische Elemente; und Schopenhauer führte das Gleichniß der Architektur als einer gefrorenen Musik an. Auch in der Dichtkunst begegnen wir der Zahlensprache von Rhythmus, Reim, Strophenbau, Disposition und so fort. Aber selbst in Pflanzen- und Thierreich spielt ja die Zahl die gleiche Rolle; die künstlichen Systeme sind ganz auf ihr aufgebaut, die sogenannten natürlichen suchen beständig Anschluß an sie, und je höher die Staffel des Organischen steigt, um so mächtiger herrschen für unsre Menschenoptik in der That Proportion und Symmetrie darin vor. Was thun Physik und Chemie, — von der Astronomie ganz zu schweigen, — heute Andres, als einen jeden Vorgang nach Möglichkeit in Zahlenverhältnisse aufzulösen und überall nach der mathematischen (quantitativen) Formel zu suchen, welche die geheimnißvolle Kraft umschreibt? Die Gegenwart ist, wie wir sehen, des Pythagoras. Allein gestehen wir es uns nur ein: wir kommen dem Wesen der Dinge, wenigstens einst-

weilen, damit um gar nichts näher. Oder wissen wir, was die Elektrizität ist, seitdem wir ihr mit unsern Maaßen auf den Leib gerückt sind? Wir haben Gesetze für sie ausgesprochen, haben sie uns dienstbar gemacht, haben praktisch viel erreicht; indessen begriffen, erklärt haben wir sie nicht im Mindesten. Auch hier also das alte Lied: je mehr Einer weiß, desto besser weiß er, wie wenig er weiß. Wer eine neue Gesetzmäßigkeit entdeckte, freue sich ihrer; aber er bilde sich nicht ein, sie anderwärts als am Menschen entdeckt zu haben, und wenn sie vom Monde spräche! Denn die Natur selbst lassen all' unsre Naturgesetze ganz so nächtig und unberührt, wie der erste Mensch sie sah. Wir entdecken immer nur unsern menschlichen Erkenntnißapparat besser, — noch dazu immer nur mittels desselben Erkenntnißapparates; und wie Kinder, mit dem Prisma spielend, sich seiner Lichter freuen und damit Wunder zu erleben glauben: so spielt auch noch der größte Gelehrte mit seinem Prisma, dem Intellekt; weil der Intellekt ein Zähler ist, meint er, der Intellekt werde ihm die Welt auszählen; vielleicht erzählt er ihm nicht einmal von der Welt. Der Gottgläubige erkennt, wenn er durch eine Verfrühung, Verspätung, Versäumniß einem Unfall entging, darin das Walten der göttlichen Vorsehung; das macht, er bringt sie mit, nämlich in seinem Glauben. Der Naturgläubige erkennt, wenn ein aus astronomischen Bahnabweichungen berechneter Stern wirklich entdeckt wird (Leverrier), ein aus einem prähistorischen Einzelknochen vermutetes Thierskelett wirklich aufgefunden wird (Cuvier), darin das Walten einer natürlichen Gesetzmäßigkeit; das macht, er bringt sie mit, nämlich in seinem Wissen, welches auch ein Glauben ist. Das Wissen ist die gegenseitige Controlle der animalen Aufnahmeapparate, die homogen sind Dank ihrem homogenen Bau, variirend Dank ihrer variirenden Vollendung;

das Wissen beschreibt die Möglichkeiten und Beschränkungen dieser Apparate und ihrer Controlle, weiter gar nichts; die Beschreibungen nennt man dann Naturgesetze. Was beweisen also der kalkulirte und entdeckte Stern, das construirte und gefundene Skelett? Daß es dem Intellekt auf einer bestimmten Stufe seiner Entwickelung möglich war, aus einer Einzelbeobachtung die Beschränkungen, welche seiner Weiterbeobachtung gesetzt sein würden, vorauszusehen; sie beweisen etwas für den Intellektapparat; sie beweisen noch gar nichts für Stern und Skelett. Man vergesse nicht, daß es selbst heute noch für mehr als einen, wennschon zumeist nicht besonders klaren, so doch auch nicht gerade immer bäuerisch-groben Intellekt reale Gottesbeweise giebt; daß sich die Ptolemäer gleichfalls mannigfacher Beweise ihres Himmelssystems gerühmt haben; daß man vor Entdeckung der Kathodenstrahlen die Unmöglichkeit, sein eigenes Skelett zu betrachten, für recht gut bewiesen hielt. Nein! um der angeblich „besser" beweisenden Zahlen einer mathematischen Aesthetik willen werden wir unsre physiologische Aesthetik nicht fahren lassen. Natürlich sind auch ihre Aussagen, ebenso wie jene der Entwickelungstheorien, nicht anders als im Wissen um sie, das heißt im Glauben an sie, zu erhärten; auch sie unterliegen den Beschränkungen unsrer Erkenntnißmittel ganz und gar und könnten auf einer höheren Stufe derselben als reine Täuschungen erkannt werden. Aber für eine jede Gegenwart vermag es sich doch wohl nur um ihre eigene Stufe zu handeln; und wo sich, wie hier, zwei einander widersprechende Methoden zur Auskostung eines Problemes darbieten, wird sie derjenigen den Vorzug geben, welche ihren Erkenntnißdrang am meisten sättigt. Welchen Werth die Mathematik und die Physiologie „an sich" für die Kunst haben mögen, das auszuklauben vergönnen wir dem Metaphysiker; wir

schmecken nur noch das „an uns“ der Dinge; und da meinen wir, die intellektuell-mathematische Methode habe uns bisher allzu hungrig gelassen, mit ihren Zahlen zu wenig zu kauen gegeben; deshalb halten wir uns lieber an die sexuell-physiologische Betrachtung. Das soll freilich kein Einwand gegen die Bevorzugung der mathematischen Methode auf andern Gebieten, oder gar gegen die Mathematik selbst sein. Wie kämen wir Denkenden dazu, eine Disziplin zu mißachten, deren Ausbildung überhaupt erst alles höhere Denken ermöglicht hat? Selbst bezüglich der Kunst mag für die mathematische Methode später die Zeit kommen, — falls sie kommt. Dann wird man vielleicht gelernt haben, auch das Geschlecht in Zahlen zu umschreiben und aufzulösen, und dann mag das quantitative Ziffernelement der Kunst als das Wurzelhaftere, die qualitative geschlechtliche Abschätzung als die Oberflächlichere erscheinen. Heute aber steht es, für unser Thema, damit noch umgekehrt; heute gilt es noch, dem Accente der Unterleiblichkeit in der Kunst nachzuspüren. Wenn Jemand dafür eine besondere Begründung verlangen sollte, so geben wir sie mit dem Hinweis, daß die mathematische Aesthetik heute dem Standpunkt des künstlerisch Nachrechnenden, Betrachtenden, die physiologische dem des künstlerisch Schaffenden, Mitempfindenden entspricht; und den Schaffenden über den Betrachtenden einzuschätzen, erlaubt uns die Thatsache, daß dieser ohne Jenen gar nicht vorhanden wäre.

Prüfen wir, nach solcher Abschweifung, den von uns aufgestellten Satz, welcher das erste Auftreten der Schönheit als ein Mittel zur Herbeiführung der Conjugation aufgefaßt wissen will, noch an einer andern Erscheinung. Gewiß wirbt auch in unsern eignen Kulturverhältnissen formell der Mann um das Weib; sachlich aber könnte hier vielleicht mit besserem Rechte das Gegentheil behauptet werden. Im modernen

Staate ist, dank der männlichen Vormacht, der weiblichen Ueberzahl, den eigenthümlichen Eheinstitutionen der Weg zur geschlechtlichen Befriedigung für das Weib erschwert, für den Mann geebnet; so mußte der suchende, verlangende Theil, entgegen allen anfänglichen Bedingungen und entgegen allem ersten Anschein, mit der Zeit die Frau werden. Daß sie es wirklich der Hauptsache nach heute ist, lehrt schon ein flüchtiger Blick auf unsre ganze Geselligkeit. Und während noch bei den Naturvölkern der stärkere Schmucktrieb wie im Thierreich dem männlichen Theile eigenthümlich ist, sehen wir diesen Trieb unter uns auf die Frauen verrückt. Zierlust in Gewand und Gang und Gebärde, Gefallsucht in Rede und Thun, eine fast zur Gewohnheit gewordene Selbstausstellung, stark betontes Interesse an allem Aesthetischen, eifriges Dilettantenthum zumal in den kleinen Künsten, das sind Elemente, in welchen sich unsre jüngeren unversorgten Damen, und nicht nur die Koketten, nicht nur die Gebildeten, sehr gern hervorthun, — obschon, wider ihren Willen und Wahn, nicht gerade immer angenehm; Elemente ferner, welche von den älteren, versorgten Frauen dann wieder zu schnell und rücksichtslos in die Rumpelkammer des Unnützen geworfen werden. „Vor der Ehe haben die Weiber andre Gesichter als in der Ehe. Ist die große Absicht erreicht, so verschwinden die kleinen Mittel. Die Gefallsucht Unverheiratheter, der Zwang, auf sich zu achten, sich zu stilisiren, sich gut vorzutragen, läßt sofort nach, sobald der Mann in's Garn gelockt ist“ (Mongré). Also auch hier stellt sich die Kunst als ein Verlangen dar; und zwar auch hier als ein Verlangen, welches einem geschlechtlichen Machtspruch Folge leistet.

Nicht allein auf der Höhe der Erotik zeichnet sich das männliche Thier vor dem weiblichen durch Schönheit aus; in

vielen Fällen ist diese Auszeichnung zu einem dauernden Geschlechtscharakter geworden, der freilich im einzelnen Individuum nicht immer fertig wird. Bei den durch besondere Kopfauswüchse vor dem Weibchen gekennzeichneten Riesen-, Hirsch- und Blatthornkäfern zum Beispiel besitzen die größten Arten, und unter ihnen wieder die größten Exemplare, den auffallendsten Kopfschmuck; aber auch unentwickelte, dem Weibchen ähnelnde, ja bisweilen ihm fast gleichende Kopfformen sind nicht selten. Das braucht keine hermaphroditische Rückbildung zu sein, sondern läßt sich auch auf eine bloße Entwickelungskargheit zurückführen; für den morphologischen Luxus reichte im betreffenden Individuum die plastische Kraft, die bei dem Weibchen von vornherein restlos für die Vermehrungsthätigkeit gefordert ward, nicht aus. Denn ein besonderer Zweck ist an den abenteuerlichen Horn- und Spießformen in der Regel nicht ersichtlich, man müßte sie denn als Schreckmittel betrachten; sie sind jedoch zumeist um so zuversichtlicher als bloßer Schmucktheil anzusprechen, als mit ihrem Besitz auch sonstige Schönheitsvorzüge des Männchens, wie Glätte, Glanz und selbst Größe, Hand in Hand zu gehen pflegen. — Blicken wir ferner auf das Volk der Schmetterlinge, so finden wir abermals die Männchen ihre Weibchen an gefälligem Aeußerem übertreffen, im bunteren Farbenschmuck prangen. Am auffallendsten aber ist dieser Schönheitsunterschied zu Ungunsten des Weibchens wohl im Vogelreiche. Beispiele für die mattere, schmutzigere Färbung, für das Zurücktreten oder den völligen Mangel besonders schmückender Abzeichen bei den Weibchen geben Gimpel und Kragenhopf, Band-, Mennig-, Schirm- und Klippenvogel, Haus- und Truthuhn, Gold- und Diamantfasan, Straußenwachtel, Leierschwanz. Selbstgefällig entfaltet der Pfau seine Schleppe vor der im Vergleich mit ihm unscheinbaren Gattin, und

nicht weniger brüstet sich der Paradiesvogel mit seinem reicheren Federputze. Daß in all diesen Fällen das Prachtkleid des Männchens nichts andres sein mag als ein Hochzeitskleid, welches mit der Zeit zum Dauergewande wurde, dafür spricht der Umstand, daß die männlichen Jungen bis zur ersten Mauser das Weiberkleid zu tragen pflegen. Ja bei dem Glockenvogel, dessen Männchen Weiß und dessen Weibchen Grün tragen, erscheinen selbst die alten Männchen nach jeder Mauser zunächst grün und verfärben sich erst nachher in das Weiße. — Der Mauser des Vogels entspricht Härung und Geweihwechsel des Hirsches und andrer vierfüßiger Hornträger zur Brunstzeit; denn auch ihr Geweih ist nicht allein als Waffe, sondern zugleich als Schmuck zu deuten. Im Uebrigen sind dagegen die in das Aesthetische einspielenden Geschlechtsunterschiede, wie die Löwenmähne, unter den Säugern minder zahlreich; wieder stehen die Vögel den Vierfüßern vor.

Freier vom physischen Zwange, als in dieser körperlichen Schönheit, wird das Kunstgefühl im thierischen Liebesspiel, welches auf seinen höchsten Stufen sogar schon rein psychische Züge enthüllt. Allem Anscheine nach setzt es bei den Schnecken ein. Ihre rundtanzartigen Umkreisungen, ihre gleichsam kosenden Berührungen mit Fühler und Lippe, ihr gegenseitiges Abschnellen der Liebespfeile machen ganz den Eindruck eines erotischen Spielens, und von dem ist es bis zur Liebeswerbung, wie sie sich in der Nachtigallenstrophe ausspricht, weniger weit, als man vielleicht denkt. Gleiches, wie vom Schneckenreigen, gilt dann auch vom Hin- und Herhaschen, vom lockenden Flügelspreizen und -Schließen eines Schmetterlingspärchens wie Thecla quercus; und mehr noch von den Flugspielen einer Anzahl andrer Insekten, welche es damit in der That bereits zu einer Kunst gebracht haben, — zu

der des Tanzes nämlich. Die Tanzfliege führt von ihrem Hochzeits-Kunstfluge, während dessen die Paarung stattfindet, sogar den Namen; aber Mücken und Motten schweben nicht weniger lustvoll und kunstreich im Sonnenstrahl auf und nieder, und eine vielleicht noch mächtigere Geschlechtswonne im Aufschwärmen, eine vielleicht noch merkwürdigere Fertigkeit im Lufttanze lehren Termite und Ameise kennen. Die kaum der Erde entstiegenen, geflügelten Männchen klettern unruhig auf Pflanzenstengel und Blumenblüthe hinauf, vergebens suchen die Arbeiter sie in das Nest zurückzutragen. Dann, wenn auch die Weibchen erschienen sind, folgt das Hochzeitsfest, das taumelnde, brausende, wilde, wirbelnde Aufschweben, von dem man, wie der Zoologe meint, nicht weiß, „ob es Liebe, ob Wuth bedeute“. In wechselndem Auf- und Absteigen gelangt der Schwarm hoch empor; auch hier findet die Paarung im Fluge statt, indem sich das Männchen mit Heftigkeit auf ein Weibchen stürzt und ihm verbindet; schließlich senken sich beide fern von ihrem Ausgangsorte wieder zu dem Erdboden nieder. So sieht der Brautreigen im Ameisenstaate aus, einem Staate, welchem Stadt- und Straßenbau, Feldwirthschaft und Viehzucht, Wanderung, Krieg und Sklavenraub gang und gäbe Dinge sind; wer weiß, wie viele Kunstregungen, die für unsre Sinne nicht mehr wahrnehmbar bleiben, sich außerdem noch bei diesem Volke vorfinden mögen. Das Eine aber ist sicher: in seinem eben beschriebenen Tanze überwiegt das Geschlechtliche noch durchaus; das Künsterische läuft, wahrscheinlich ganz ungewollt, eben erst mit unter. Man vergleiche damit die orgiastischen Tänze älterer und neuerer religiosi unter uns Menschen, selbst jene mehr pathologischen, als Sonnentanz, Taranteltanz, Frauenkarneval und so fort bezeichneten sittenauflösenden Umzüge des mittelalterlichen Europa —

gewiß auch hier wenig Kunst und um so mehr Geschlecht. Trotzdem aber wird noch das zierlichste Menuett mit derartig wilden Tanzgeberden in originären Zusammenhang zu bringen sein. — Bei andern Insekten begegnen wir statt der Terpsichore der Polyhymnia: Grille und Heuschreck stellen sich uns als liebegirrende Troubadoure vor. Dem Heupferdweibchen sitzt die Zahnhöckerleiste, welche das Musikinstrument des Männchens bildet, meist so tief am Schenkel, daß ihm der Wettbewerb nicht möglich ist; auch sonst pflegt das Männchen den Gesang zu beginnen. Es ist das Ständchen, womit es seine Schöne herbeizulocken sucht; so macht es sich mit Hülfe der Kunst die beschwerliche Brautfahrt etwas bequemer. Aber auch ihm wird seine geschlechtliche Kunstthätigkeit noch zum besonderen Rausch. Denn während es sich zunächst dadurch gerade dem Weibchen bemerkbar machen wollte, wird es bald vom eignen Musiziren so eingenommen, daß es das Nahen der Herbeigelockten gar nicht bemerkt und von ihr erst durch Anstoßen mit den Fühlern an seinen artistischen Erfolg gemahnt werden muß. Dann wiederholt es vielleicht den Gesang kurz noch einmal als Begrüßung, reckt und streckt sich, wendet und duckt sich und läßt sich schließlich, zur Begattung schreitend, vom Weibchen besteigen. — Es gäbe noch manche andre Musikantenfamilie im Insektenvolke zu erwähnen, wie den Klopfkäfer mit seinen Liebesduetten; doch mag der Beispiele genug sein.

Statt des Lufttanzes des Kerfes findet sich bei dem Fisch naturgemäß ein Wasserreigen; es ist der Großflosser, welcher sich besonders darin hervorthut. Sein Spiel wird vom Männchen begonnen, das sich dem Weibchen nähert und, in stolzeren Farben aufleuchtend, lockend Flosse und Schwanz spreizt. Das Weibchen stellt sich aufrecht und dreht sich mit zusammengelegten Flossen langsam im Kreise oder umschwimmt

den Galan, dieser seine Erkorene, ein Jedes den Kopf gegen des Andern Schwanz gekehrt. Sie gerathen auch wohl in zitternde Bewegung und packen sich, wenn das Spiel wilder wird, schließlich so heftig mit den Lippen am Maul, daß ihnen die Oberhaut in Fetzen herabhängt. Ein gleich hitziges, doch minder künstliches Gebahren findet bei dem Bitterling und scheinbar bei den ihre nächtlichen Paarungen durch lautes Schwanzschlagen und Lippenschnalzen verrathenden Bleien statt. Die spielerischen Liebkosungen der Schlangen treten mehr zurück; eher noch dürfte das Auftreten des Molchmännchens, das sein Weibchen mit erhobenem Kamme umschreitet und ihm mit dem raschbewegten, gekrümmten Schwanze die Flanken berührt und peitscht, oder die Art und Weise, mit welcher die Echse ihre sich schlängelnde, zappelnde Gattin zu umgehen pflegt, auf Liebesspiel hinausführen. Dieselben Details kehren übrigens noch hinauf bis zu den Säugern wieder. Auch die verliebten Buckelwale versetzen sich mit den Brustflossen klatschende Schläge, reiben sich mit den Finnen, rollen sich rechts und links und schnellen sich mit künstlichem Sprung über den Meeresspiegel empor; bei der Wasserspitzmaus findet ein von beständigem Geschrei begleitetes neckisches Treiben statt; ähnlich bei der Fischotter; und die männliche Wasserratte führt vor der zuschauenden weiblichen wirbelnde Drehspiele auf. Die gehobenen Bewegungen und mannigfachen Kunstgriffe, mit denen sich der Hund der Gunst seiner Hündin zu versichern sucht, das Schaukeln des Biberpaares und die trillernden Liebesstrophen der Sandrennmaus seien hier nur nebenbei erwähnt; die Landsäuger sind vielleicht die an eigentlichem Liebesspiel ärmste aller höheren Thierklassen, — der Mensch diesmal ausgenommen; und doch haben auch sie es wenigstens in einem Falle zu einer unzweideutigen Liebesaufführung gebracht, mag dieselbe immerhin auf uns mehr

komisch als pathetisch wirken, — bei dem Känguruh. Hier wird das Weibchen von dem kopfschüttelnden, meckernden Männchen zunächst auf Schritt und Tritt umhüpft. Die größte Aufmerksamkeit des Werbenden ist dabei dem Beutel der Umworbenen zugekehrt, den er so oft als möglich befühlt und beriecht, nicht ohne manche Züchtigung zu erfahren; ist doch das Mutterthier, das sich nach dem Gebären lieber über das Feuer hängen als die Tasche mit den Jungen öffnen läßt, gewöhnt, gerade in diesem Punkte keinen Spaß zu verstehen. Wenn aber die wiederholt abgewehrte Umarmung endlich gelang, so wiegen sich beide Thiere, auf den kräftigen Schwanz gestützt, wackelnd hin und her und bieten derart allerdings einen stark grotesken, wenig ästhetischen Anblick dar; das darf uns nicht abhalten, auch diese Erscheinung dem Kapitel Liebesspiel einzureihen und sie damit dem Kapitel Kunst voraufzuschicken. Auch das Schreiten und der Tanz des Männchens um die Erkorene wird sich ja ursprünglich aus dem rohen Jagen derselben entwickelt haben; aus mißtönigen erotischen Stimmerregungen bildete sich in langer Abwandelungsreihe die Gesangeskunst heraus (aus ihr wieder die Sprache). Wir wiesen schon an früherer Stelle auf die Vorformen des Kusses, der Umarmung, des Streichelns hin: außen wie innen war die Liebe immer wieder titillatio. Gefühl, Geruch, Geschmack, Gehör, Gesicht, — alle Sinne wurden von ihr für ihren Zweck in Anspruch genommen, angespannt, in erhöhte Thätigkeit versetzt und schließlich dadurch dauernd gesteigert; auf was aber beruht die Kunst anders, wenn nicht eben auf einer abermals gesteigerten Erregung der also gesteigerten Sinne? Das Wesen ist dasselbe; nur die Form pflegt Anfangs, bei überwiegender Geschlechtlichkeit, noch roh und einfach zu sein, später, im Heraufkommen der Kunst, immer feiner und vielspältiger zu werden. So ist

das uns Widerwärtige, häßlich Erscheinende mit dem von uns als edel, schön Gepriesene auf das Allerengste verhäkelt, und Letzteres braucht nicht einmal immer, wie hier, stets die spätere Stufe darzustellen; die Reihenfolge kann sich neu umkehren; der letzte Abstieg der intellektual gewordenen Liebe galt uns zum Beispiel wieder als unästhetisch.

Es bleiben jetzt noch die vollendetsten Formen der thierischen Liebesspiele zu betrachten, auf die wir, wie zu erwarten stand, bei den Vögeln treffen. Blicken wir auch hier zunächst auf diejenigen Gestaltungen der Liebeserregung und Liebeswerbung, welche sich an den Tanz anschließen lassen. Hier sind die Unterschiede, andern Thierklassen gegenüber, zwar keineswegs sogleich große; der Haushahn oder der Graugansert ähneln in der Art und Weise, wie sie ihre Henne oder Gans umgehen, noch ganz dem das Weibchen ebenfalls umkreisenden Fische oder Molch; aber schon diese schlichten Formen sind bei den Vögeln allgemeiner verbreitet, reicher nuancirt und häufiger mit künstlichem Nebenwerk verschwistert. Da giebt es ein Springen und Laufen, Hüpfen und Stelzen, ein tanzmäßiges Fußheben und Stolziren, ein Flattern und Fliegen, Schweben und Streichen, Aufsteigen und Herabstürzen, Kreisen und Schwenken, Neigen und Fächeln, Locken und Necken und Schaukeln, ein Gefiedersträuben und Sich-Brüsten, Schwanzbreiten und -Wippen, Flügelwölben und -Klatschen, da duckt sich das Männchen vor dem Weibchen auf den Ast nieder, legt sich vor ihm platt auf den Boden und nimmt die sonderbarsten Stellungen ein, thut ihm schön, umhalst es, schnäbelt es, kraut es, umschlingt, überdeckt es mit den Fittigen; das ist ein Spielen auf dem Boden und im Gezweig, in der Luft und im Wasser, wie wir es in keiner andern Thierklasse wieder finden. Fast jeder Vogel zeichnet sich in der einen oder

andern dieser Künste aus, die meisten aber thun sich in vielen zugleich hervor. Und oft tritt dann noch der Gesang hinzu; die Balze von Auer- und Birkhahn z. B. ist sowohl Liebestanz als Liebeslied; erst, bei der Baumbalze, überwiegt der sonderbare Gesang, dann, am Boden, der vielleicht noch eigentümlichere Reigen. Der Pfau schlägt sein Rad mit solch ausgeprägtem Selbstbewußtsein, daß man ihn als Beispiel und Emblem des Stolzes gewählt hat; vielleicht noch selbstgefälliger brüstet sich aber der Prairiehahn. Auf die Henne ist die Wirkung eine verschiedene; während das Weibchen des Satyrhuhnes der prangenden Verzückung des Hahnes gegenüber ganz gleichgültig zu bleiben scheint, ahmen die älteren Truthennen, die weiblichen Felsentauben alle Bewegungen des werbenden Gatten nach und wiederholen pantomimisch sogar die Betretung. Mögen daher immerhin bei mancher Art die Weibchen auf die hochzeitlichen Künste ihrer Männchen nicht mehr ein besonderes Augenmerk richten: dem Ursprunge nach sind diese Künste gleichwohl auch hier als männliche Lockmittel für das andre Geschlecht, als Conkurrenzwaffen gegen das eigene aufzufassen; allenfalls ließen sie sich noch als eine Art Brautlauf bezeichnen: der Kleiber führt dem Weibchen im Liebesspiel auch all seine Kletterkünste vor. Natürlich sind die entsprechenden Fähigkeiten des Vogels durch solche Uebung dann auch außerhalb des Liebesrausches gewaltig gesteigert worden; ganz ähnlich wurde das Hochzeitskleid schließlich zum Dauergewande. Und im selben Maße hat sich eine selbständige Lust an derartigen Produktionen herausgebildet, die schließlich nicht mehr nach ihrer Nützlichkeit fragt; der Adler setzt seine Flugspiele, der Meistersänger seinen Gesang noch fort, wenn das Weibchen bereits brütet; so weit wie der Mensch freilich, der sich, dem römischen Kirchen- und früher auch dem römischen Bühnen-

sang zu liebe, sogar kastriren läßt, haben es die Vögel doch nicht gebracht. Manche fliegen entweder überhaupt nur in der Paarungszeit (Trottellumme) oder zeichnen sich während derselben durch ein von dem gewohnten Flug wesentlich verschiedenes Fliegen aus (Meise, Steinschmätzer, Mittelschnepfe). Ja es kommt zu förmlichen Tanzvorstellungen, wie bei dem Klippenvogel. Ein, zwei Dutzend Genossen beider Geschlechter finden sich zusammen; vor diesem Publikum tanzt alsdann eins der Männchen Solo. Die Elemente seines Tanzes bestehen aus Flügelspreizen, Kopfaufwerfen, Kratzfüßeln, Scharwenzeln; dann hüpft der Tänzer, bald langsam bald schnell, von ein und demselben Punkte aus ballartig in die Höhe, schlägt mit seinem Schweife ein Rad, schreitet kokett hin und her und stößt Laute aus, die ihm sonst völlig fremd sind. Ist er ermüdet, so nimmt er unter den Zuschauern Platz, und ein andres Männchen begiebt sich an seine Stelle. Die Weibchen tanzen nicht mit, schauen aber um so unverdrossener zu und scheinen den ermattet vom Spiel Zurückkehrenden schreiend Beifall zu spenden. Wer wollte leugnen, daß hier das Geschlechtsmittel bereits selbständig, das Physiologisch-Unbewußte bereits psychische Bewußtheit geworden sei? Daß es sich hier schon um eine intelektuelle Tanzlust, also einen Kunstgenuß, handle? Und endlich, daß diese Lust ihren erotischen Endzweck schon nahezu vergessen habe und uninteressirt erscheinen könnte, natürlich ohne es zu sein? Denken wir an die Kampfläufer zurück, bei denen sich aus dem Rivalenthum im Liebesstreit eine reine Duellfreude herausgebildet hatte; ganz so sehen wir bei dem Klippenvogel aus sexuellen Wurzeln einen hellen Kunstenthusiasmus hervorgegangen. Und Aehnliches findet sich im Vogelreiche auch sonst. Die Vereinigungen, in welchen sich die Männchen des Paradiesvogels zur Paarzeit einander ge-

sellen, werden von den Eingeborenen treffend als „Tanzgesellschaften" bezeichnet, und wenn der Kiebitz inmitten der Pas d'amour, die er seinem Weibchen vorführt, am Boden liegende Binsenhalme oder Pflanzenstengel mit dem Schnabel faßt und hinter sich wirft: könnte man das vielleicht nicht sogar als eine den Nestbau andeutende Tanzpantomime auslegen? Der Beweis für die Richtigkeit solcher Deutung wird sich freilich schwerlich erbringen lassen; sie soll uns deshalb auch weiter nichts als ein belustigender Einfall sein.

Nach dem Vogeltanze zur Vogelmusik, — sie besitzt mancherlei Instrumente. Die verliebten Fasane erregen ein sonderbar dröhnendes Geräusch mit ihren Flügeln; die Spechte trommeln mit dem Schnabel, das Weibchen zu erfreuen; und die Rohrdommel erzeugt ihren in der Nachtstille zwei bis drei Kilometer weit hörbaren gurgelnden Paarungsruf durch Blasen in das Wasser. Auch die singend erzeugten Töne sind nicht immer in unserm Sinne schön; der Ruf des Haushahnes klingt wenig melodisch; gleichwohl waren die Römer und die alten Germanen im Recht, auch ihn ein Singen zu nennen; in des Hahnes eigener Schätzung wie in derjenigen der Henne ist er es gewiß. Das Ruckſen des Täuberichs, das Schwatzen der Elster, das Schnurren des Ziegenmelkers, das heulende Hohngelächter des Uhu, all das sind wenig liebliche Liebesstimmen; umgekehrt gewinnen die rauhen Laute des Grauling in der Paarungszeit eine überraschende, ansprechende Weichheit. Oft auch pflegt sich der Vogel überhaupt nur während der Fortpflanzungsperiode, zumal während ihres Beginnes, hören zu lassen (Kiwi, Hokko, Stummelmöve) oder er wird dann lauter als gewöhnlich (Goldhähnchen, Stockente, Seetaucher); nur der unbegattet gebliebene Zeisig singt bis in den Sommer hinein; die Nachtigall verstummt schon um Johanni. So finden ihre Jungen keine väterliche Unterweisung im Ge-

brauch des ihnen vererbten Talentes und versuchen sich in der That Anfangs recht stümperhaft; ältere Männchen schlagen besser als jüngere. Denn immer wieder sind es die Männchen, welche sich im Gesange allein hervorthun (Glockenvogel) oder wenigstens besonders darin auszeichnen, sei es, daß sie die höhere Stimmlage besitzen (Rothgans, Löffelente), den lauteren artikulirteren Gesang haben (Flötenwürger, Kreuzschnabel), die größere Ausdauer an den Tag legen (Seidenschwanz). In stolzer, feierlicher Haltung trägt das Rothkehlchen sein Lied vor; Blaumerle und Steinröthel blähen sich singend auf, und auch das Auge der Wandertaube blitzt bei dem verliebten Girren lebhafter als sonst. Je heftiger Liebe oder Eifersucht glühen, um so feuriger tönt der Gesang; im Kampfsduett eifern sich die Männchen gegenseitig an und lernen einander ab; noch mit durchbissenem Bein schleuderte ein Kanarienhahn dem Widersacher das Trutzlied entgegen. Und schließlich tritt abermals der Fall ein, daß das Mittel den Zweck aus dem Auge verliert; abermals geht aus dem erotischen Hülfsapparat ein sich selber als Ziel setzendes Kunstkönnen hervor. Wir wollen damit auf jene Vogelfertigkeit hindeuten, fremde Stimmen und Geräusche zu wiederholen; sie ist, abgesehen von den sprechenden Vögeln, besonders bei Blaukehlchen, Spottdrossel und Leierschwanz ausgeprägt. Dabei stoßen wir auf eine neue, besondere, wohl ungeschlechtliche Kunstwurzel, den Nachahmungstrieb; aber das ihm dienende Mittel ist doch das dem Geschlecht verdankte, und es darf nicht übersehen werden, daß selbst diese Possenkunst bei dem Nahen der Brutzeit besonders hervortritt. Nicht nur Vogelstrophen, auch die Laute von Katze, Hund, Schwein und Frosch, das Klappern der Mühle, das Knarren der Säge, das Schnarren der Wetterfahne werden imitirt, und zwar in so vollendeter

Weise, daß verliebte Kater damit getäuscht und Hunde durch den nachgebildeten Pfiff ihres Herrn irregeleitet wurden. Noch höher konnte es der Vogel, sollte man meinen, in dem bewußten künstlerischen Produziren unmöglich bringen. Aber trotzdem legt er in dem Bereich der bildenden Künste ein vielleicht noch wunderbareres Talent an den Tag. Lassen wir hier bei Seite, wie er durch die Brutpflege, den Nestbau, nicht nur ein vollendeter Architekt geworden ist, gräbt und pflastert (Eisvogel), zimmert (Specht) und mauert (Schwalbe), auch flicht (Webervogel) und schneidert (Schneidervogel) und so fort; All das haben auch schon Insekten gethan; gedenken wir allein der Kunstbauten bei Lauben- und Kragenvogel, Bauten, welche nicht mehr um der Jungen Willen, also aus Nützlichkeitsrücksichten entstehen, sondern die einem freien Spieltrieb Genüge leisten; sie dienen höchstens den Erwachsenen zum verliebten Stelldichein. Mehr noch: es werden zu ihrer Zierde grell farbige, mit wählerischem Geschmack ausgesuchte Gegenstände, wie bunte Steine und Muscheln, Schmuckfedern und weißgebleichte Knochen meilenweit herbeigeschleppt. So haben wir hier einen dritten Fall vor uns, in welchem sich das aus physisch-sexueller Anregung entsprungene Schönheitsgefühl selbständig macht; der Zusammenhang des Kunstgeistes mit der Liebe blickt auch hier gerade nur noch durch. Es mag dies die ungefähre Mitte des Entwickelungsweges vom Anfange zum Jetzt sein, obwohl uns die Strecke von der intellektuell unbeabsichtigten Verfärbung, der Schenkelhauthochröthe bei dem verliebten Straußenmännchen z. B., bis zur bewußten Farbenlust des Laubenvogels weiter erscheinen dürfte, als der Weg von hier bis zur bildenden Kunst des Menschen. Nennen wir, ehe wir jetzt diesen zweiten Theil der Bahn durchmessen, noch einmal rasch die vier Etappen, die wir etwa bei dem ersten nach-

zurechnen vermochten: hochzeitliche Veränderungen; sie beginnen als schön in das Bewußtsein zu fallen; sie werden von der Brunst unabhängig; sie werden künstlich, künstlerisch gesteigert.

Woher kommt es wohl, daß uns im Frühling die Natur nicht allein verjüngt, sondern auch verschönt erscheint, — schöner noch als in dem satteren Sommer, schöner noch als in dem bunteren Herbst? Woher kommt es, daß gerade der Lenz uns am meisten entzückt? Die direkte Folge des Frühlings auf den Winter, auch das Hoffnungs- und Verheißungsvolle der ersten Frühjahrsmonate mögen ihren guten Theil zu solcher Wirkung beitragen; aber nicht minder wird sie damit zusammenhängen, daß sich im Frühling die junge Werdelust, das Geschlechtliche, um uns her und sogar noch in uns selbst am Lebendigsten regt; der erotische Affekt ist es, der uns abermals auch den künstlerischen auslöst. Im Einzelnen nachprüfend, finden wir fast nur Geschlechtsthatsachen als Erreger unsrer Frühjahrsfreude; so den blühenden Baum, — er blüht, weil er liebt; den singenden Vogel, — er singt, weil er liebt; den Osterspaziergang, — auch auf ihm pflegt die irdische Liebe vor der himmlischen den Vorrang zu behaupten; und im Ganzen fühlen wir dann, als zusammenfassende Wirkung all dieser erregenden Einzelmomente, jenen hohen ästhetischen Reiz. Darin mag sogar der Eingeborene und Bauer, der Natur noch instinktiv näher stehend, vor dem ihr bewußt gegenübertretenden Kulturmenschen Manches voraus haben. Das zeigen die Frühlingsfeste der Naturvölker und Dorfbewohner, ihre Bauernkunst und, ein wenig, selbst noch die Kunst der direkt aus dem Landvolke hervorgegangenen Stadtkünstler. Deshalb dürfen wir aber nicht etwa jedem Naturkind das, was uns Natursinn heißt, vindiziren wollen, — jenes feinfühlige Hineinsehen künstlerischer Stimmungen und Perspektiven in die

Landschaft; etwas sehr Bewußtes, das sogar nur Dem möglich ist, welcher der landschaftlichen Natur als ein ihr bereits mehr oder weniger Entfremdeter gegenübertritt. Die volle ästhetische Perzeption bedarf einer gewissen Distanz zwischen Schaustück und Schauendem; das Altgewohnte, das Stetsgeschaute, das Alltägliche verliert die Kraft zum künstlerischen Anreiz. Unsre Heimath, wäre sie noch so schön und uns noch so lieb, tritt uns doch nur in den ihr minder geläufigen Luft- und Lichtstimmungen als schöne Landschaft entgegen; der durchreisende Fremdling aber wird sie vielleicht selbst noch unter eintönig grauem Wolkenhimmel pittoresk finden. Commentatoren einer Dichtung verlieren schließlich den Geschmack an ihr als Ganzem, sie schauen sie zu beständig, zu nah, zu detaillirt; auch die Dichter wissen, daß sie nicht ohne zeitweiligen Ueberdruß ununterbrochen an ein und demselben Thema und Stoffe arbeiten können. Die Schönheit einer Frau spricht lebhafter Demjenigen zu, der sie nur zuweilen erblickt, als Jenem, welcher sie tagtäglich sieht; ihm wird diese Schönheit erst wieder auf ihren besonderen Höhepunkten stark bewußt werden, — Höhepunkte, welche bei den einzelnen Frauen sehr ungleich liegen; dieselben Gemüthsstimmungen, dieselben Umgebungen können für die Reize der Einen einen verstärkenden, für die der Andern einen abschwächenden Fond abgeben. Und selbst wenn dies nicht der Fall wäre, würde es uns doch unmöglich sein, dauernd gleichmäßige Schönheit (die einer Statue etwa) dauernd gleichmäßig auf uns wirken zu lassen, — länger als eine Stunde sollte man unter keinen Umständen in einer Kunstgallerie verweilen. Die Freude bedarf zur Steigerung ihres Genusses zwischengeschalteter Melancholie; das Interesse am Schönen bedarf zu seiner Vertiefung beschränkter Betrachtungsdauer. Aber es bedarf nicht minder häufiger Betrachtung, verlangt

Uebung. Nicht der Natursinn, um diesen noch einmal als Beispiel zu wählen, hat den Menschen die künstlerische Anschauung der Natur gelehrt; umgekehrt, der Natursinn ist selbst erst ein Produkt wiederholter ästhetischer Naturbetrachtung, und zwar ein sehr spätes, welches nur bei den Völkern der längsten Kunstpflege auch in den Massen Kraft gewinnt. Im Abendlande legte sich dieser Natursinn mit dem Untergang der Antike schlafen, nachdem er während ihrer Spätzeit eine besonders reiche Macht entfaltet hatte; er erwachte erst wieder mit der beginnenden Blüthezeit der Renaissance. Da belebten landschaftliche Scenen das Heiligenbild statt der alten Gold- oder Teppichhintergründe; Petrarca erstieg hohe Bergesgipfel und Aeneas Silvius ließ sich über grüne Wiesengelände tragen. Man vergleiche indessen, wie ökonomisch, wie wenig pittoresk dann wieder Goethes Naturschilderungen, z. B. in der Italienischen Reise, ausgefallen sind, — und doch zeichnete Goethe gerade in Italien fleißig Veduten. Heute ist es anders; und heute verstehen wir uns nicht nur auf das Künstlerische derjenigen Landschaften, die sich laut und anspruchsvoll zum Vortrag bringen, sondern wissen auch den leiser, intimer redenden ihren Geschmack und ihre Reize abzugewinnen, dem weiten, flachen Kornfeld wie dem Bauerngarten mit seinen grünen Salatstauden, dem gelben Sand und den bunten Tulpen. Noch ganz anders aber verstehen sich vielleicht China und Japan hierauf. Dafür hat Ostasien eine alte, tüchtige Kunst, mögen wir immerhin bis vor Kurzem noch keine Zunge für sie gehabt haben und mag sie auch heute noch viel uns fremdartig bleibende Elemente enthalten; dem Asiaten wird es ja mit der Europäer-Kunstübung nicht anders ergehen. Und es giebt keine Gesetze, mit denen sich das Für und Wider dieser beiden aus einander laufenden Richtungen objektiv abmessen und bestimmen ließe; das

schließt nicht aus, daß in jeder von beiden die Kunstspreu vom Kunstweizen zu trennen sein wird, aber nicht etwa mit Hülfe von Zwangsregeln, und jedenfalls auch nicht von den Eunuchen und den Böotiern des Kunstgefühls, selbst wenn sie sich noch so laut im Dienst der Mode Kunstfreunde und Arkadier heißen sollten. Eine Zeit lang beliebte man, Dank derartiger, von einer ärmlichen Aesthetik dekretirter Normen, den Barockstil kurzweg zu verlästern, — den Spätstil aller Künste, mögen sie nun in Form oder Farbe, Wort oder Ton arbeiten. Aber Spätstil ist noch kein Gegenargument gegen Kunst überhaupt, er hat so gut seine eigenen Vorzüge, wie die Stile der Frühzeit und der Mitte. Wie es immer künstlerische Naturen geben wird, welche die Präraffaeliten dem Raffael vorziehen, — die naive Befangenheit, das spröde, herbe und dennoch so seelenvolle Kind- und Knospenhafte bei einem Botticelli mußten dem selbstbewußten glatten Meistergeschick, dem Voll-Ausgereiften und Erschlossenen des Urbinaten versagt bleiben; Goethe's Sakontala ist eben nur eine Fiktion; — so spricht Andre der reichbewegte Wurf Bernini's lebhafter an als die karge Stilstrenge eines Schinkel; sie ziehen die barocke Spätmanier Nietzsche's seiner klassischen Frühdiktion vor. Jedes Volk, und im Volke jede Zeit; in der Zeit jeder Einzelne und im Einzelnen vielleicht sogar jedes Alter zaubern aus ihrer Umgebung ein individuelles Schönheitsmaß hervor, oder besser, in sie hinein; wir erinnern uns, wie auch die individuelle Abart des Geschlechtsgeschmackes aus den Rauschobjekten heraus und mehr noch in sie hineingesehen ward. Es kann derart viele, selbst einander widersprechende ästhetische Werthmesser geben, ohne daß man, falls man sich nicht lächerlich machen will, über ihren Rang in Zank gerathen dürfte. Nietzsche hat das oft betont: „Wir sind geneigt“, schreibt er, „uns das ästhetische Urphänomen

zu komplizirt und zu abstrakt vorzustellen. — Nichts ist bedingter, sagen wir beschränkter, als unser Gefühl des Schönen. — Es giebt eine décadence-Aesthetik, es giebt eine klassische Aesthetik, ein „Schönes an sich“ ist ein Hirngespinnst“. — Wer ist größer, Raffael oder Michelangelo, — das ist, mit objektiven Ansprüchen aufgestellt, eine so alte als thörichte Streitthese; was gilt mehr, bildende oder redende Künste, — das ist dieselbe Dummheit noch einmal; wer ist schöner, Mann oder Weib, — aber wer zweifelt? Für den Mann natürlich das Weib, mag er immerhin im Einzelfalle einmal einen weißhaarigen Greis, dem das Leben mit beredter Runzelschrift reiche Schicksale in das Gesicht eingeschrieben hat, einem nichtssagenden maskenhaften Frauenantlitz vorziehen, oder mag er dem „schönen“ Geschlecht in Stunden intellektueller Vergrübelung mit Schopenhauer seine schmalen Schultern, breiten Hüften, kurzen Beine vorhalten; er verräth im Uebrigen doch auf Schritt und Tritt, daß er das Weib schöner findet als den Mann; er achte nur einmal auf sich in Galerien und Museen. Anders wird es, wenn der Geschlechtspunkt umspringt; dann springt der ästhetische mit um. Auch ohne alle andern Dokumente würden uns die antiken Kunstwerke etwas von der Knabenliebe der Alten verrathen; so mag späteren Geschlechtern die neuere französische Kunst sehr eindringlich von Grisette und Maitresse erzählen. Nicht Jeder freilich hat die Ohren, jede Erzählung zu fassen. Und daß endlich für das normale Weib die Schönheit umgekehrt im Männlich-Charaktervollen liege, — bis auf das Schnurrbärtchen herab, für welches der Backfisch schwärmt, — das legt es uns hundertfach an den Tag, selbst wenn es, vom Manne verdreht gemacht oder sich kluger Weise wenigstens verdreht gemacht stellend, ausdrücklich vom Gegentheil fabeln sollte.

Nehmen wir jetzt unsre Untersuchung über die Genealogie der Kunst wieder auf und werfen wir einen Blick auf die Naturmenschheit. Wir finden bei ihr dieselben Kunstzweige im Vordergrunde stehen, welche schon für das höhere Thier die vorzüglichsten Kunstelemente abgaben; und ebenso zeigt sich der Mann noch als der am reichsten und sorgfältigsten geschmückte Theil. Mag sein Putz immerhin in unsern Augen ärmlich erscheinen: im Vergleich mit den ihm zur Verfügung stehenden Erzeugungsmitteln sowie zu dem sonstigen Besitz des kulturarmen Menschen überwiegt dessen Zier- und Spieltrieb sogar unsern eigenen; er gleicht auch hierin dem Kind, das sich selbstgefällig mit allerlei Tand behängt. Maßgebender als die Zweckdienlichkeit ist das Luxusbedürfniß; oft ist das Kleid überhaupt aus bloßem Schmuck hervorgegangen, selbst in kalten Ländern, und wird mit der Zeit wieder in ihn zurückübersetzt. Die Naturvölker haben so gut wie wir eine wechselnde Mode; auch sie werden aus Eitelkeit zu Verschwendern; mehr noch als bei uns gehört unter ihnen der reiche Zierrath zum reichen Besitz, — freilich macht ja noch im modernen Italien der Hut die Signora. Perlen, Metallringe, Messingdraht, das sind die am Besten zu verwerthenden Gegenstände im Handel mit dem farbigen Manne; wie unermüdlich ist der Mangbattu bis in das höhere Alter hinein, seine Körperbemalung frisch zu erhalten, und welche Schmerzen und Unbequemlichkeiten ertragen Amerikaner, Afrikaner, Ozeanier, wenn es die Herstellung ihrer Tätowirung oder ihrer künstlichen Verbildungen an Ohr, Nase, Lippe und Zahn, selbst Fuß, Schädel und Penis gilt. In gleicher Weise, wie das Thier sein Hochzeitskleid erst mit der Reife anlegt, spricht die Körperschmückung des Wilden oft den Eintritt des mannbaren Alters aus; eines Ereignisses, das außerdem durch Tanz und Musik gefeiert

zu werden pflegt. Diese beiden Rauschkünste, die hier noch so eng mit einander verbunden sind, daß sie der Fidschianer sogar mit ein und demselben Worte bezeichnet, sind es, welche bei den Naturvölkern neben dem Schmucktrieb aller andern Kunstthätigkeit voranstehen. Zumal der Tanz. Nietzsche spricht seine leibliche Symbolik, welche die höchste physische Energie zum Ausdruck bringe, als einen Embryo des Kunsttriebes an, der, sich auswachsend, bis zur Symphonie geführt habe, wie ja auch die antike Rhythmik nicht aus der Musik, sondern aus dem Tanze entsprungen sei. Das Tanzen gehört zu den Repräsentationspflichten amerikanischer Häuptlinge wie zur Tüchtigkeitsprobe ihrer Krieger, welche nicht versäumen, dabei besonderen Schmuck anzulegen; man gedenke des vor der Bundeslade tanzenden David; abermals geht in der Kunst der Mann dem Weibe, der tanzende Held dem Tanzmädchen voran, und abermals hat sich dies heute umgekehrt. Natürlich erklingt in den Sprunggeberden der Naturvölker allenthalben die geschlechtliche Note. Der Glanz des Vollmondes in warmer Nacht, die Heimkehr der siegesfrohen jungen Mannschaft, der glückliche Fischzug wie die reiche Ernteeinbringung wecken die Liebes- und die Tanzlust zugleich. Am Volksthümlichsten sind die wilden Rundtänze, die sich bei dem Buschmann, der auch in der Musik eine besondere Geschicklichkeit an den Tag legt, zuletzt bis zu zügellosem Krampfe steigern, und in Australien, falls die Weiber theilnehmen, derb anstößig werden können. Daneben aber fehlt es nicht an mimischen Darstellungen, an symbolischen Maskeraden. Unter den Indianern ist der Bambuco „nichts andres als eine beständige Verfolgung der Tänzerin; sie weicht zurück, dreht sich um sich selbst, schlägt dabei die Augen bescheiden nieder, läßt die Arme schlaff herabsinken, hebt die Füße kaum vom Boden, entweicht beständig dem Anstürmen

ihres Tänzers, bis sie sich endlich matt ergiebt und im Triumph davongetragen wird. Dieser Tanz, wenn nicht ein importirter Fandango, beweist nur, wie gern über die ganze Welt hin die Geschichte vom Suchen und Gewinnen behandelt wird. Uebrigens tanzen auch die von spanischem und portugiesischem Einfluß unberührten Indianer Guyanas Liebesgeschichten" (Ratzel). In andern Fällen wieder wird das Bewegungsspiel mehr von den einzelnen Muskeln als vom ganzen Körper ausgeführt, gelangt zu malayischem, orientalischem Raffinement. Obwohl es damit leicht in das Extrem seiner anfänglichen Wildheit verfällt, spielt es darum nicht weniger in das Sexuelle ein: der Bauchtanz der Nordafrikanerin ist geschlechtlich-beredter als selbst der Pariser Cancan. Es gilt als eine alte Erfahrung, daß die Andeutung mehr anreizt als die Ausdeutung, die halbe Verhüllung mehr als das Fehlen jeder Hülle; die Frauen wissen das. Man kann in diesem Sinne die grobe Indecenz der primitiven Kunst sogar harmlos nennen. Bei westafrikanischen Schnitzereien wie auf den ältesten griechischen Vasenbildern ist die Uebertreibung der Geschlechtstheile in der Darstellung von Thier und Mensch halb naiver halb religiöser Allgemeingebrauch; auch dem Gedichte des Fidschianers wird die von seinem Publikum als wesentlicher Bestandtheil betrachtete, oft ganz unvermittelt eingeschaltete Zote selten fehlen. Was sich aber hier läppisch in den Vordergrund drängt, das geht, witzig versteckt und klug verfeinert, auch der gereiften Europäerkunst nicht ab. „Die ganze höhere Kultur und Literatur des klassischen Frankreichs ist auf dem Boden des geschlechtlichen Interesses aufgewachsen. Man darf überall bei ihr die Galanterie, die Sinne, den Geschlechts-Wettbewerb, „das Weib" suchen — man wird nie umsonst suchen." (Nietzsche.)

Der Werdegang der Dinge ist die Schrift, in der sie uns ihr eigenes Wesen am unzweideutigsten offenbaren; so auch die Kunst. Allein anstatt deshalb vor allem Andern den entwickelungsgeschichtlichen Thatsachen forschend nachzugehen, zogen unsre Philosophen es vor, das Künstlerische mit dem willkürlichen Maßstabe ihrer jeweilig fertig mitgebrachten Metaphysik abzuschätzen. Diese Letztere war ihnen ja die zu beweisende Haupt- und Herzenssache; die Kunst durfte es sich, ihrer Meinung nach, noch zu einer Ehre anrechnen, daß auch sie als eines der stützenden Glieder aufgerufen ward. So gelangte sie in den wunderlichen Ruf ihrer Interesselosigkeit — was ist überhaupt interesselos? Zumal von Kant und Schopenhauer ward sie mit jenem Titel ausgeputzt; und durch Kant und Schopenhauer ist dann die These des „Gefallens ohne Interesse" — die unsern Ohren klingt wie etwa „Verabscheuen ohne Aversion" — in den allgemeinen Kredit der Aesthetiker gebracht worden, obschon Schopenhauer diesen gewiß nicht schmeicheln wollte, als er sie „fad, hohl, verblasen und ekelhaft süßlich" nannte. Gleichviel; sie folgten fortan dem Dogma der interesselosen Kunst; und ihnen wiederum bildete das sogenannte schöngeistige Publikum, welches besser nach Gretchen's Beispiel sprechen würde: „hab' weder Geist, noch bin ich schön", wie immer den Beifall nachwedelnden Schwanz. Vergessen wir nicht: wie es nur wenige Kunstübende im höheren Sinne giebt, so ist auch die Zahl der höheren Kunstempfangenden nur eine eng beschränkte; von der Perzeptionsgabe des breiteren Publikums in Concert, Theater, Galerie kann man gar nicht gering genug denken. Dem Anscheine nach wäre es sogar mit der Zeit zurückgegangen. Einst sah man die Fama im Gefolge der furchterweckenden Helden; dann in dem der Dichter, der großen Rhapsoden; und jetzt benennt

man sogar die kleinen Spaßmacher famos. Doch das mag mehr das modische Herunterkommen eines Wortes sein — auch die Wörter wandeln ihren Weg vom Fürsten zum Dienstboten. Das breitere Publikum war vielleicht nie ein wesentlich andres, als es heute ist, und man thut Unrecht, gerade die moderne Hörerschaft eines vergröberten Kunstinstinktes zu zeihen; seine Plumpheit fällt hier nur mehr auf, als im Urwald. Weil sich die Kunst der Einzelnen so außerordentlich gesteigert hat, muß die Massen-Empfänglichkeit, die im großen Ganzen immer an der alten Rohheit hängen blieb, nun um so roher erscheinen. Darin unterscheiden sich Kunstplebejer und sogenannter Schöngeist wenig; der Erstere ist etwas ehrlicher, der Zweite etwas modischer und belehrter; dem Ersteren ist die interesselose Doktrin gleichgültig, dem Zweiten ist sie ein Steckenpferd; beide wissen im Grunde nichts von der Kunst. Und nicht einmal Kant und Schopenhauer können viel von ihr gewußt haben, wie hätten sie ihr sonst die Interesselosigkeit als Ehrentitel anbieten dürfen? Kant, der Erkennende, stellte die Prädikate des Erkennens allen übrigen voran; ihm stand jene echt-wissenschaftliche Gleichgültigkeit, ob eine neue Wahrheit angenehm oder unangenehm klinge, nützliche oder schädliche Folgen zeitigen werde, wenn sie nur neu und wahr sei, besonders hoch; als das lauterste Lobesattribut erschien ihm dasjenige unbestechlicher Objektivität und mit solcher Gabe wünschte er nun auch die Kunst zu beschenken. Die Kunst freilich wußte nicht, ob sie mehr darüber erschrecken oder sich mehr darob belustigen sollte. Denn sie ist ja gerade in diesem Sinne der entschiedenste Gegensatz der Wissenschaft. Wo die Letztere die Fahne des Generellen und Abstrakten hochhält, sucht die Kunst die eigene Stärke umgekehrt im Besonderen, Conkreten, im Persönlichen, Individuellen, Charakteristischen. Es giebt

keine Schönheit ohne Charakter; nur darf man nicht allein die Charakterfülle und Stärke, das Hart-Energische also heißen, sondern muß unter Umständen auch noch das Charakterschwache, das Mild-Nachgiebige so zu verstehen wissen; auch dies kann gelegentlich sehr charakteristisch und künstlerisch verwerthbar sein. Und ebenso wenig darf man unter künstlerischer Subjektivität die Impotenz verstehen wollen, die Personen und Dinge aus einem andern als dem allereigensten Milieu und allerengsten Anschauungskreis heraus zu erblicken. Auch das wäre ein Subjektivismus, aber ein intellektueller; hier handelt es sich vielmehr um den instinktiven. „Große Dichter verwandeln sich ganz in jede der darzustellenden Personen und sprechen aus jeder derselben wie Bauchredner", bemerkt Schopenhauer. Heißt das, daß sie vorher Recht und Unrecht zwischen ihren Personen objektiv abgemessen haben und ihnen nun, guten Richtern ähnlich, gegenüberstehen? Nein! es heißt, daß sie mit jeder Einzelnen ihrer Personen leidenschaftlich-subjektiv zu empfinden wissen, sobald sie dieselbe nur den Mund öffnen lassen; ihr eigenes Herz springt zwischen ihnen hin und her, wie der Intellekt des schlechten Richters; und auch noch ihr Publikum lassen sie, wenigstens bei währender Lektüre oder Vorführung, derart mit umherhüpfenden und schlechten Richtern gleichen. Der Dramendichter muß umfänglich genug sein, in viele Wandlungen einzugehen und in vielen Gefühlstönen reden zu können; aber diese Umfänglichkeit ist ganz und gar keine Objektivität, sie ist kein kaltes, nüchternes, verständiges Gedankenprodukt, sondern von Alledem das Gegentheil. Es trifft deshalb auch nicht zu, wenn man Lyrik schlechthin als die subjektive, Epik als die objektivere, Dramatik als die objektivste der redenden Künste unterscheidet. Damit bezeichnet man das Aeußerliche, die Einkleidung, die Schale,

man bleibt auf der Oberfläche. Sowohl im Epos wie im Drama kann es so subjektive Partien geben, wie nur immer in dem subjektivsten lyrischen Gefühlsausbruch. — Kurz, Erkennender und Könnender, Philosoph und Dichter sind hier Antipoden. Eine geistige Kurz- oder Weitsichtigkeit mag einem Philosophen zwar noch Vortheil bringen; die Dinge sehr nahe oder sehr fern zu sehen, schadet ihm nicht; er vermag sich dazwischen immer noch von Zeit zu Zeit das Brillenglas der Normalperspektive auf die Nase zu setzen. Aber schielen darf kein Philosoph — alles Volk nämlich schielt, sei es nach einer alten Gewohnheit, einem eingewurzelten Glauben und Aberglauben, sei es nach einem kleinen Wunsch, einem hübschen Vortheil, sei es nach dem lieben Ich, nach der Meinung der Andern, sei es nach einer letzten Hoffnung. Und der Dichter, der des Volkes ist, aber Volk in höchster Potenz ist, darf, ja soll doppelt und dreifach schielen; er besitzt ein Recht und einen Zwang zum Verschieben, zur Inconsequenz, zur Verwandlung. So kann das Ungleiche, Wissenschaft und Kunst, nicht den gleichen Bedingungen unterliegen, und Kant, der große Gleichmacher, mußte deshalb dies Mal zum Fälscher werden.

Bei Schopenhauer war es der Wunsch, Alles und Jedes auf seine Erlösung vom Willen herrlich hinauszuführen, der ihn die Kunst, mit welcher er Flöte blasend ein kleines erfreuliches Verhältniß unterhielt, lediglich als Quietiv in Anspruch nehmen ließ; so sah er in den alten conversazioni sacre, in den um die Madonna mit dem Kind gruppirten Heiligenzusammenstellungen, den Gipfel aller Malerei: Selbstaufhebung des Wollens! Die Maler dieser Bilder mögen freilich etwas anders gedacht haben, als sie ihre üppigen Magdalenen, ihre verzückten Sebastiane schufen. Mit Recht wendet Nietzsche ein, man könne die beruhigende Wirkung der

Kunst auf Einzelne, wie auf Schopenhauer, zugeben; doch abgesehen davon, daß damit noch nichts für die allgemeinere Wirkung bewiesen sei, werde man selbst bei jenen Einzelnen einen sehr energischen Willen wirksam finden, wennschon einen Beruhigung suchenden. Also auch hier keine Uninteressirtheit, und, wie wir später finden werden, nicht einmal Ferne des Geschlechtlichen. — Schopenhauer's Aesthetik ist völlig entgleist, cui bono? Einem metaphysischen Glaubenssatze zu Liebe, welcher selbst am Ziele vorüberschießt. Hier einige Beispiele. Schopenhauer schreibt: „Die Schönheit der Gegenstände beruht auf der reinen Objektivität, das ist Interesselosigkeit ihrer Anschauung. Nur Objektivität befähigt zum Künstler." Wir behaupten im Gegentheil, nicht das Schweigen zum persönlichen Willen, sondern gerade das eindringliche Reden zu ihm mache das Kunstwerk aus; der Beifall, den man ihm zollt, braucht zwar noch lange kein Zeugniß für seine Vollkommenheit zu sein, aber er ist doch wohl auch Keines dagegen? Wenn Schopenhauer dann von einem „reinen willenlosen Erkennen, das jede ästhetische Contemplation voraussetzt", spricht, und meint: „der gewöhnliche Mensch, diese Fabrikwaare der Natur, ist einer völlig uninteressirten Betrachtung nicht fähig, daher unkünstlerisch": wir sind der Ansicht, daß jene Fabrikwaare aus dem umgekehrten Grunde, das heißt gerade weil sie zu wenig freie Subjektivität und Individualität besitzt, auf die hohe Kunst, die tief persönliche, am unvollkommensten reagire. Und ebenso würden wir die menschliche Schönheit, wenn wir sie mit Schopenhauer als die unbedingt Höchste ansprechen wollten, nicht, wie er, deshalb so hoch einschätzen, weil sie am Leichtesten zu unserm Intellekte spricht; sondern vielmehr, weil sie am Raschesten zu unserm Unterleib redet. Am Unverständlichsten bleiben uns jedoch Schopenhauer's Aeußerungen

über das künstlerische Genie. „Im Einzelnen stets das Allgemeine sehen ist der Grundzug des Genies. — Das Genie besteht in einem abnormen Uebermaße des Intellektes. — Was man das Regewerden des Genius, die Stunde der Weihe, den Augenblick der Begeisterung nennt, ist nichts Andres als das Freiwerden des Intellekts.“ Nein! nein! und nochmals nein! Von Alledem trifft das genaue Gegentheil zu. Künstler denken ganz und gar nicht reinlich; Beweis: Schopenhauer selbst mit seinem Einfluß auf Wagner. Im Künstler ist das individuelle Triebleben das Erste, die Vernunft erst das Zweite; es gab und giebt zwar höchst gebildete, aber es gab und giebt ebenso ungebildete und deshalb nicht minder geniale Künstlernaturen. Auch noch der intelligenteste Künstler kann von seinem Thun niemals volle Rechenschaft ablegen; die Nachahmer freilich meinen schon eher, über ihr Wirken schwätzen zu dürfen; beides, Werk wie Geschwätz, sind bei ihnen danach. Und die Stunde der Weihe wäre wirklich das Freiwerden des Intellekts? Das Freiwerden des Trieblebens ist sie, ist die Niederlage des Intellekts. Nur bei dem Pfuscher treten in der Conzeption das Schaffen und das Wissen um das Schaffen nicht auseinander, oder mit andern Worten, nur der Pfuscher produzirt onanistisch. Wenn also Schopenhauer dem Jean Paul nachrühmt, daß er das Wesen des Genies in die Besonnenheit gesetzt habe — wir werden ihn um desselben Urtheils Willen tadeln. Er hielt seinen Blick allein auf die Technik, die Mache gerichtet, gewissermaßen auf die Erziehung des Werkes, die durchaus nicht unwesentlich ist, aber ganz gewiß minder wesentlich als seine Empfängniß. Nietzsche hat dem zuweilen widersprochen, oft aber auch beigestimmt; so, wenn er schreibt: „Weib und Genie arbeiten nicht; in allen Augenblicken, wo wir unser Bestes t h u n, arbeiten wir

nicht. — Das Wesen aller Kunst liegt im Unbewußten. — In der Welt des Unbewußten giebt es keine Absicht, das künstlerische Schaffen ist eine Instinkthandlung.“ Man kann ohne Mache immer noch genial sein, wenn auch nicht produktiv; mit der Mache allein aber ist man höchstens Talent, noch lange kein Genie. Noch ward uns ein jedes geniale Werk nicht aus dem Gedacht- und Gelernt-Haben, sondern aus der Inspiration geboren, jenseits von Erkenntniß und jenseits von Mühe und Fleiß. Deshalb wirken Skizzen oft stärker als ausgeführte Bilder; deshalb klaubt man sich aus den Opern und Tondramen immer wieder die Kernstellen, Melodien oder Leitmotive heraus. Man fühlt es deutlich nach, daß die Inspiration des Meisters hier am wuchtigsten einsetzte; es sind die Angriffspunkte der Arbeit, und sie bleiben die Brennpunkte des Werkes. Bei den verbindenden Partien machte sich dann schon mehr Gedankenarbeit nöthig; so treten sie hinter jenen andern zurück.

Es ist fast belustigend, zu beobachten, welche unendliche Mühe sich Schopenhauer giebt, auch noch die bescheidensten Kunstdetails nach seinem Willen- und Vorstellungsduett um- und zurechtzubiegen; er wird lieber absurd, als zuzugeben: Freunde, diesmal paßt es nicht! Hierher gehören seine Ausführungen über die Baukunst. Auch das lange Gleichniß der Musik und der Ideen wird heute wohl Niemand mehr goutiren, so geistreich es formell durchgeführt sein mag; der Vergleich der vier Stimmen: Baß, Tenor, Alt, Sopran, beziehentlich der Vergleich von Grundton, Terz, Quinte, Oktave mit den vier Naturreichen: Mineral, Pflanze, Thier, Mensch, hat, seitdem die absolute Trennung dieser vier Reiche nur noch eine antiquarische Bedeutung besitzt, seinen Sinn verloren. Dem Reizenden spricht Schopenhauer nahezu jeden Reiz ab; kein Wunder; eine seinem Kunstprinzipe schon in

der Benennung so entgegenstehende Kunstwirkung konnte nicht seinen Beifall finden; da sie aber einmal vorhanden war und sich nicht ohne Weiteres aus der Welt schaffen ließ, suchte er sie wenigstens zu schmähen. Und doch ging er gelegentlich sich selbst durch. So, wenn er bemerkte: „Der Begriff ist überall in der Kunst unfruchtbar. — Jedes Kunstwerk kann nur durch das Medium der Phantasie wirken.“ Aber der Begriff ist das Allgemeine; und die Phantasie ist doch wohl nicht ein Ueberwiegen der reinen Erkenntniß, sondern ein Denken, welches durch das Hineinschwanken erkenntnißloser Nerventhätigkeit stark verfärbt ist, ein Bilder- und Gefühle-Denken? Oder ferner: „Freude ohne Anregung des Willens scheint ein Widerspruch zu sein“ — bewahre, das scheint sie nicht; das ist sie. Selbst, daß „der Schönheitssinn durchgängig dem Geschlechtstrieb vorsteht“, hat Schopenhauer einmal ausgesprochen. Obschon es richtiger heißen möchte, der Geschlechtstrieb stehe dem Schönheitssinn vor, so ruft doch schon jene umgekehrte Fassung starke Zweifel an einem interesselosen Schönen wach, zumal wenn Schopenhauer gleichzeitig das „instinktive Thun und die Kunstverrichtungen der Insekten als hauptsächlich vom Gangliensystem aus geleitet“ darstellt, und ihr überwiegendes Gangliensystem, mit Cuvier, „als Analogon des großen sympathischen Nerven“ anspricht. Und so wird uns der nachfolgende Satz Schopenhauer's wohl als seine eigene, unfreiwillige Selbstkritik gelten dürfen: „Man kann die größte Empfänglichkeit und das richtigste Urtheil über das Kunstschöne haben, ohne jedoch im Stande zu sein, vom Wesen des Schönen und der Kunst abstrakte und eigentlich philosophische Rechenschaft zu geben.“

Auch Nietzsche hat sich, als Schopenhauer's Schüler, Anfangs gegen die subjektive Kunst und für das interesselose Anschauen ausgesprochen (I, 39, 41, 44); doch im Grunde

ist seine „Geburt der Tragödie", auf welche wir an späterer Stelle ausführlicher zurückkommen, bereits eine ziemlich klare und vollständige Verneinung von Schopenhauer's Aesthetik. Der erkennende Sokrates erscheint als Mörder des attischen Drama: „Die Dialektik vernichtet die Tragödie." Zwei Sätze aus dem zweiten Nachtragsbande der Werke zeigen dann Nietzsche auf dem gleichen Wege weiterschreitend; der eine: „Zwar giebt es kein interesseloses Anschauen, es wäre die volle Langeweile. Aber es genügt die zarteste Emotion;" und der andre: „Welches ist der Zustand, in welchem Jemand ein Ding schön nennt? Vielleicht der, wo er an das erinnert wird, was ihn glücklich zu machen pflegt?" Als Ausdruck von Nietzsche's späteren Ansichten über das Künstlerische lese man endlich Band VII, Seite 407 und Band VIII, Seite 130 nach. Der Künstler-Philosoph, welcher den Willen zur Macht lehrte und den Satz: „Die Welt ist Begierde" aussprach, konnte unmöglich an der Interesselosigkeit der Kunst festhalten. Am angegebenen Orte fragt er: „Wozu giebt es überhaupt Schönheit in Ton, Farbe, Duft, rhythmischer Bewegung in der Natur? was treibt die Schönheit heraus?" und weist auf Plato's Zeugniß hin, „daß alle Schönheit zur Zeugung reize, daß gerade dies das proprium ihrer Wirkung sei, vom Sinnlichsten bis hinauf in's Geistigste." — Es ist also Nietzsche, welchem dieses Buch seine Anregung verdankt, wie es ihm ja auch das Motto schuldet; ein Kapitel von Nietzsche's Hauptwerk sollte selbst den Titel führen: „Zur Physiologie der Kunst" (VIII, 22). „Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun." Aber Wenige sind bisher diesen Spuren Nietzsche's gefolgt; wir nennen etwa: Bölsche, Driesmans, Mongré, Zerbst. Das Gros der docirenden Aesthetiker wie der rekapitulirenden Schöngeister ist nach wie vor weit davon entfernt, den alten

Satz von der künstlerischen Interesselosigkeit fahren zu lassen. Es scheint, daß es Lust und Lüsternheit nicht recht von einander zu unterscheiden vermag, und, damit es nur ja nicht in den Verdacht der Letzteren gerathe, lieber beide exorcirt. Der Erfolg ist dem Verfahren entsprechend; die Hexenverfolgungen schufen die Hexen; die offenbare geschlechtliche Lust bannen wollen, heißt geheime Lüsternheit heraufbeschwören; den Pegasus kastriren und statt feuriger Rosse Maulthiere vor des Thespis Wagen schirren, bedeutet für den dann immerhin interessanteren dressirten Esel des Cirkus, für Schwank und Posse, wirksame Reklame treiben. Und wir wollen selbst hier aus unserm Herzen keine Mördergrube machen, sondern ruhig gestehen: nicht einmal das Faunische, sei es fein, sei es grob, ist stets aus der Kunst ausgeschlossen. Das beweist manch antikes und manch späteres hohes Bildwerk dieser Richtung; das beweist der Altmeister Goethe mit den posthumen Partien seines Faust, mit seinen Elegien und Epigrammen, mit den in der Weimarer Stadtbibliothek verwahrten Gedichten. Schon daß er sie nicht vernichtet wissen wollte, nicht Nein zu ihnen sagte, sondern sich begnügte, sie vor Kunstlahmen und Moralfanatikern sekretirt zu wünschen, sollte uns eine bedeutsame Lehre sein. Ja es giebt sogar einige wenige Lieder perversen Geschlechtscharakters, welche nichtsdestoweniger Werke von erlesener Schönheit genannt zu werden verdienen.

Wir haben den Nachweis, daß das Geschlechtliche zumeist auch heute noch die Basis und den Grundton des Künstlerischen abzugeben pflegt, vorerst negativ zu führen gesucht: Interesselosigkeit der Kunst — die giebt es nicht. Also ein Interesse und zwar, wie der Augenschein zu lehren schien, ein geschlechtliches. Versuchen wir den gleichen Nachweis jetzt auch positiv. Da bieten sich uns zunächst eine Anzahl

Analogien zwischen dem Künstler und dem Liebenden dar. Wir sehen einen Menschen vor uns, leidenschaftlich, launisch, eitel, eifersüchtig, und, sofern er den Schein dem Sein vorzieht, wenig wahrheitsliebend; er bevorzugt das Extreme und flieht das Nüchterne, schwelgt in der Phantasie und denkt gering von der Klugheit, obschon er sich nicht unklug dünkt; er ist leicht zu hintergehen. Auch plaudert er gern, aber thöricht, über das, was ihm am Herzen liegt; neigt, von den Momenten expansivsten Lustrausches abgesehen, zu melancholischer Einsamkeit und weltvergessenem Träumen. Er ist beseligt im Augenblick; aber in der Dauer 'fühlt er sich eher noch leidvoll bewegt. Das nimmt bei Einem, der sich so wenig auf weise Seelenhaushaltung und verständige Lebensführung versteht, kaum Wunder. Trotzig verachtet er alle Dauerhaften, Akkommodirungsfähigen, und gleicht sie den Dirnen, die ihr Bestes zu schnödem Nutzen erniedrigen. Uebrigens steht es ihm nicht frei, anders zu sein und zu handeln, als er ist und thut; die Energie seines Herzschlages, die Reizbarkeit seines Nervensystemes lassen ihm keine Wahl. So erleidet er, nach seinen feurigsten Stimmungen, oft plötzliche unfruchtbare Perioden; treten sie aus innerer Nöthigung ein, so mögen sie kraftstauend wirken, sind sie aber äußerlich erzwungen, so brechen sie leicht alle Kraft. Zur Produktivität bedarf er durchaus der von innen kommenden Anreizung; oft überfällt sie ihn bei geringem äußeren Anlaß, und je individueller die Auslösung war, um so stärker ist der Rausch, der sogar an den Irrsinn grenzen kann; unser Freund lebt ihm überhaupt in gefährlicher Nähe; aber auch um so kürzer wird der Rausch sein: die Heftigkeit einer Empfindung und ihre Zeitlänge sind ja immer Gegensätze. — Wen haben wir mit Alledem beschrieben, den Allgemeintypus des Künstlers oder den des Liebenden? Wir denken, beide zugleich.

Daß es vielfache Variationen, auch ganz entgegengesetzt geartete Einzelne unter den großen Meistern der Kunst gab und giebt, leugnen wir nicht; wir begnügen uns damit, die gleiche Behauptung für die großen Liebenden geltend zu machen. — Aber noch in einer andern Parallele erinnert der Künstler an das Geschlechtsleben; die artistische Conzeption gleicht der Empfängniß des Weibes. Der Künstler verhält sich dabei rein passiv. Er kann allerdings, gleich dem jungen Weibe, das sich gern unter jungen Männern zeigt, die Gelegenheit suchen. So in den Büchern der Geschichte blättern, ob ihm nicht aus ihr irgendwo die schwängernde Anregung entstehe; oder sich in dem Buche der Natur umsehen, ob ihn dort ein befruchtender Eindruck überrasche; träumerisch am Fenster lehnend mag er auf das Nahen der Inspiration harren oder ihr in das Menschengetümmel zur ersehnten Begegnung entgegengehen. Immer aber wird sie ihn wie ein ihn Ueberfallendes treffen, wie ein Stärkeres, Zwingendes und oft Gewaltthätiges, dem er sich wahllos, willenlos hingiebt, ganz wie das Weib dem Manne. Der Künstler hat in der Conzeption das Geschlechtsgefühl der Frauen; er hat überhaupt viele Einzelzüge von den Frauen; darin gleicht er wieder der Mehrzahl der Verliebten. Die Conzeption bildet dann den Ausgangspunkt, zugleich die Genußhöhe des künstlerischen Schaffens. Das wissen auch Jene zu beurtheilen, welche, den unfruchtbaren Weibern ähnelnd, Kunstkenner heißen; sie sind wohl des zartesten Kunstempfindens, nicht aber der eigenen Kunstthat fähig. Denn den Künstler macht nicht die Empfängniß allein, das Empfangene will auch noch ausgetragen und geboren werden; und Beides ist für den Künstler dieselbe Leidensgeschichte, zugleich dieselbe Quelle stiller Hoffnungen, die das Kind im Mutterschooß und bei seinem Austritt an das Tageslicht seiner Mutter ist. Jede

Nahrung, die der trächtige Künstler seinem Geiste zuführt, wächst auch seinem Geisteskinde zu, es fördernd oder ihm schadend. Eine Mutter, welche das Kind im Schooße trägt, ist leicht verletzlich; sie zieht sich gern von der Gesellschaft zurück, und auch von der Gesellschaft wird sie gern gemieden; Alles das gilt nicht minder von dem Künstler in den Perioden seiner Schwangerschaft. Darf man sich also wundern, daß auch er sein Neugeborenes liebt, wie eine Mutter das ihre? vielleicht um so mehr liebt, nicht, je besser es gerathen ist, sondern umgekehrt, je dürftiger es sich darstellt? je schwerer der Geburtsakt war? Und endlich: das Kind nimmt von der Schönheit der Mutter weg; so ist „das Werk schön, und der Künstler läuft Gefahr, häßlich zu werden; ein ideales Ungeheuer in seiner auf das Eine gerichteten Einseitig= und Absonderlichkeit" (Michelet).

Das waren Analogien, Gleichnisse, mehr Spiel als Ernst; daneben aber giebt es Parallelen, welche mehr Ernst als Spiel bedeuten. Jung sehen wir die Welt ideal, künstlerisch gefälscht; jung lieben und jung dichten wir. Der Liedersegen coinzidirt fast stets mit der Leidenschaft; die Lyrik blüht am reichsten vor, nach dem Liebeserlebniß*) und wirkt deshalb auch auf Diejenigen am lebhaftesten zurück, die von eigenem Liebeserlebniß zu erzählen wissen. Deren ist immer die Mehrzahl; wie würden sonst die ungezählten namenlosen Liebeslieder, welche jede Volksliteratur aufweist, fort und fort zu leben vermögen? Wer eine Staffel der Kunstwirkung

*) Seltener mitten darin; dann hemmt vielleicht die starke direkt=geschlechtliche Anspannung die indirekte Entladung, wie umgekehrt sehr angestrengtes künstlerisches Produciren zeitweise die geschlechtliche Potenz lähmen kann; auch bei dieser Kraft=Transfiguration (Sexual= in Kunsttrieb) findet also scheinbar eine Erhaltung der Kraft statt.

für das Volk aufstellen wollte, dürfte finden, daß überhaupt diejenigen Künste der allgemeinsten Mit- und Nachempfindung gewiß sind, welche noch am unzweideutigsten zum Geschlechte reden. Der Tanz, die Liederkunst sind weit volksthümlicher, als Malerei und Bildnerei; diese Beiden wiederum schlagen in Bezug auf Allgemeinwirkung die Architektur, an welcher die Menge meist überhaupt nur die großen Dimensionen und den verschwenderischen Schmuck anzustaunen pflegt, also nicht immer das Beste daran. Reigen und Musik fehlen nirgends; die bildenden Künste wurden dagegen von ungebildeten Volksführern mehr als einmal für entbehrlich erklärt und daraufhin wirklich entbehrt. — Eine weitere Gleichung zwischen amor und ars. Die Langeweile ist der Tod der Liebe; das Weib, welches sich mit einem Manne zu langweilen beginnt, wird ihn bald hassen. Ganz so ist die Langeweile aber auch der Tod der Kunst; ein Kunstwerk, das uns nicht lebhaft zu erregen und zu beschäftigen versteht, ist eben kein Kunstwerk. Und womit beschäftigt uns fast ein jedes? Mit der Darstellung der Geschlechtsliebe. Selbst in den alten Heldengesängen Ilias und Nibelungen wird um die Weiber gerauft und gezürnt, gemordet und gerächt; selbst hier fehlt es nicht an einer Nausikaaepisode. Man hat freilich oft darüber gespottet, daß die Liebe und immer wieder nur die Liebe, in unsrer vom Manne geübten Kunst also das Weib und immer wieder nur das Weib den ewigen Refrain bilde, gleichviel, ob es sich um das schnödeste Dutzendgeleier oder das anerkannte Meisterwerk, um irgend einen beliebigen Schundroman mit seinen heillosen Verlobungs-Finalfanfaren oder um die Schlußworte des Faust handle. Das Weib, das uns schon einmal in der Natur als der wesentlichere Theil erscheinen wollte, tritt uns, aus ganz anderm Anlaß freilich, nun auch in der Kunst als solcher entgegen. Sollten in-

dessen einmal die Frauen anstatt der Männer der in der hohen Kunst produktivere Theil werden — Namen, wie Maria Janitschek, Lou Andreas-Salomé, Gabriele Reuter, Ricarda Huch, Selma Lagerlöff, um nur Einige zu nennen, beweisen, daß dieser Gedanke nicht nothwendig Utopie zu sein braucht —, so möchte mit der Zeit wohl der Mann die jetzige Stellung des Weibes in der Dichtung einnehmen, und die Kritiker könnten sich dann über das Ewig-Männliche darin beklagen. Ob mit Recht? Ein Kunstwerk, welches auf jede stoffliche Einmischung des Liebeselementes, des geschlechtlichen Gegensatzes verzichtet, braucht deshalb zwar kein geringeres zu sein; aber ist es wunderbar, daß nur wenige Werke diese Einmischung gänzlich missen mögen, wenn sich schon unser reales Thun und Treiben gerade dort, wo es am charakteristischsten wird, fast stets um die Liebe dreht? „Er ward geboren, nahm ein Weib und starb“: so brachte der alte Gellert in seiner hausbackenen Manier diese alte Lebensmelodie zum Ausdruck. Und in der That: nächst der Liebe bildet der Tod das mächtigste Motiv aller Dichtung, nicht etwa nur in vorväterlichen Bardengesängen oder in der englischen Dramatik mit ihren gehäuften Heldenleichen; auch im schlichten Volkslied, das dann oft ergreifend melancholisch wirkt. Der Tod ist ja der Bruder der Liebe; die Fackel wendet sich und Hymen wird zum Todesgenius. — Zum Schluß wollen wir den wechselseitigen Bezug von Geschlecht und Kunst noch mit Hülfe der Geschlechtsthatsache des Reifeeintrittes nachprüfen. Vor nahender Pubertät, meinen wir, kann die Wirkung der Kunst nur eine angelernte, ihre Ausübung nur ein angeborenes, äußerliches Formentalent sein; eine frühreife Seelenkunst hat auch ein frühes Regen des Geschlechtlichen zur Voraussetzung. Bei Musikern und musikalisch veranlagten Naturen ist dieser Fall wohl am häufigsten zu beobachten. Aber selbst bei dem

Durchschnittsmenschen erscheint der erwachende, der junge Geschlechtstrieb von einer Art besonderer geistiger Exzentrität begleitet, die hier freilich bald wieder verschwindet; das Kind bildet sich zum Studenten, der Student zum Philister um. Auch die volle Erschließung der körperlichen Schönheit ist ja vom Reifeeintritt abhängig; allerdings giebt es daneben Fälle, in denen sie umgekehrt durch ihn gefährdet wird, vielleicht in Folge eines unzeitigen Uebermaßes des Triebes. Man hat ferner behaupten wollen, daß die Gewöhnung an den Anblick schöner Statuen der schwangeren Frau ein um so schöneres Kind verspreche. Das wird Fabel sein; aber selbst die Sprache weiß, wie verwandt die beiden Zeugungstriebe, der natürliche und der künstlerische, mit einander sind; sie hat faszиniren von fascinus, entzücken vielleicht von zucken gebildet, ob mit oder ohne das Medium der Religion, gilt gleich; und auch sonst stellt sie die Kunst nicht eben als uninteressirt hin. Reizend gehört zu reizen, niedlich zum Althochdeutschen niot (Begierde), hold zu Huld, Genuß zu nützen, Geschmack zu schmecken; der Sprachgebrauch spricht von einem packenden, ergreifenden Kunstwerk, von einem andern, das kalt, gleichgültig läßt, und so fort; und das sollten wirklich interesselose Wirkungen sein? Aber das vermöchte ja nicht einmal zu glauben, wer sich von solchem Glauben die ewige Seligkeit verspräche!

Dionysos und Apollon.

Auf die Namen des Dionysos und Apollon, auf die Namen der beiden Kunstgottheiten des Künstlervolkes der Hellenen, hat Nietzsche zwei Richtungen des Künstlerischen getauft, die er streng von einander scheidet. Die Erste, die er als dionysisch bezeichnet, im Gegensatz zu der Zweiten, apollonischen, begreifen wir sofort. Schon in der ältesten Mysterienlehre erscheint Dionysos als der Gott des Rausches, — des Geschlechtsrausches.*) Sein Begleiter ist der Satyr, das „Sinnbild der geschlechtlichen Allgewalt der Natur, die der Grieche gewöhnt ist mit ehrfürchtigem Staunen zu betrachten". Sein Thier ist der gezähmte Panther, die dem Gott dienstbar gemachte Unbändigkeit; seine Pflanze ist die Rebe, die Spenderin des berauschenden Trankes. Seine Feste sind jene „Frühlingsfeste, deren Centrum fast überall in einer überschwänglichen geschlechtlichen Zuchtlosigkeit lag". Sein Kult ist ein orgiastischer Verzückungsrausch, „die Empfindung eines wonnevollen Schauders, in dem die Knoten der Lust und des Schreckens zusammengebunden sind; — die aus Schmerzen geborene Wonne; — ein überströmendes Lebens- und Kraftgefühl, innerhalb dessen selbst der Schmerz noch als Stimulans wirkt; — das Verlangen nach Zerstörung, Wechsel, Werden, als Ausdruck der übervollen zukunfts-

---

*) Das im Folgenden als Citat Angeführte giebt Nietzsche's eigene Worte wieder.

schwangeren Kraft; — ein Zuviel von Kraft". Seine Kunst endlich ist der rauschende Tanz und Sang des sich verzaubert wähnenden, selbstvergessenen Choreuten, welcher die „unbewußt vom Frühlingstrieb gepackte Volksmasse" spiegelt; ein „instinktiver Naturrausch", eine „monologische" Kunst, eine Kunst „aus innerem Drange, aus innerster Nöthigung". Und hieraus wuchs, wie Nietzsche meint, die griechische Kunst überhaupt hervor (VIII, 172); was aber heißt das anders, als daß sie aus dem Geschlechtlichen hervorwuchs? Wenn dies in der „Geburt der Tragödie" weniger deutlich in die Augen springt, so trägt hieran der Umstand Schuld, daß Nietzsche mit seinem Erstlingswerke noch ganz unter Schopenhauer's Einfluß steht. Es machen sich daher für den heutigen Leser nicht allein eine Anzahl Textabstriche nöthig, zu denen Nietzsche's spätere Abwehr aller pessimistischen Metaphysik und unintereſsirten Aesthetik berechtigt, ja auffordert; man muß auch, wie wir dies gethan haben, die das Dionysische betreffenden gelegentlichen Aeußerungen des selbstständig gewordenen Nietzsche zum Vergleich und zur Ergänzung mit heranziehen. Um aber jeden Verdacht abzuschneiden, als construirten wir uns hier eine künstliche „Geburt der Tragödie" für den eigenen besseren Gebrauch willkürlich zurecht, wollen wir die Probe auf das Exempel machen, als dessen Fazit wir Kunst dionysischen Charakters = Kunst geschlechtlichen Ursprungs ausgaben. Nietzsche umschreibt das Dionysische als Geist der Musik; „die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik" lautet der vollständige Titel seines Buches. Da er also das Dionysische als identisch mit dem Musikalischen faßt, und wir behaupten, jenes deute zugleich auf das Geschlechtliche hin, müßte, wenn unsre Behauptung richtig sein sollte, auch das Musikalische auf das Geschlechtliche hinweisen. Sehen wir zu, ob dies der Fall ist.

Die ausgedehnteste und wirksamste aller Künste nannte Schopenhauer die Musik; ja er behauptete von ihr, daß sie „in einer ganz unmittelbar verständlichen Sprache das innerste Wesen alles Lebens und Daseins“ ausspreche, erblickte in ihr das „Abbild des Willens“ selbst. Es ist klar: er schielte abermals auf sein philosophisches Lehrgebäude hin und ließ die Aesthetik pro domo metaphysicae Schopenhauerianae sprechen. Allein diesmal wird man ihm eher beistimmen können. Jene enge Verbindung zwischen der Musik und Schopenhauer's „Willen“ besteht in der That, sobald man ihn, den Intellekt-Gegensatz, etwas weniger metaphysisch Instinkt nennt und den Instinkt wesentlich im Geschlechtsleben thätig erblickt, wie wir dies ja gethan haben. Der Wille ist uns damit freilich nicht mehr das wahre Wesen aller Dinge; er ist uns nur noch unser Wurzelhaftestes, — soweit wir unsern Wurzeln nachzugehen vermögen, — er ist uns sexus; und sexus und Musik verknüpft wirklich ein festes Band. Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Vernunft, die Erkenntniß, die Kausalität in der Musik eine sehr untergeordnete Rolle spielen, sowohl im Hinblick auf den schaffenden und ausübenden Künstler, wie auf sein Publikum. Der Intellekt schweigt in Beiden. Dagegen zuckt in dem musikalischen Schaffen wie Genießen das Instinktive, Erotische mächtig empor. Platon nannte die Musik die Sprache des Gefühls und der Leidenschaft, und Michelet trägt kein Bedenken, sogar zu behaupten: „Für die Franzosen ist die Musik nur die Liebe unter der Form der Kunst.“ Auch das umgekehrte Gleichniß ist erlaubt: die Liebe ist Musik, ist wie das klingende Spiel im Sonnenglanz paradirender Regimenter, wie weiche Flötenstimmen in Jasminduft hauchender Waldnacht, wie der übermüthig hüpfende Takt des Ländlers, den die Jugend um die Dorflinde tanzt, wie der Ton der Abend=

glocke, feierlich-schwermüthig. Daher die „elementare Ueberwältigung", welche Nietzsche der Musik nachrühmt; er hat das Erotische in ihr gut erkannt. So findet er in der Musik, zumal der heutigen, eine „tönende Einheit von Religion und Sinnlichkeit" und viel „Weib", nennt sie eine „Kunst der Nacht und Halbnacht" und schreibt: „Jeder Liebende denkt bei der Musik: »sie redet von mir, sie redet an meiner Statt, sie weiß Alles.«" Namentlich die Frauen haben mit den großen ausübenden Musikern seit alters einen besonderen Kult getrieben; im Genuß musikalischer Darbietungen gewinnt der weibliche Gesichtsausdruck oft etwas Sinnliches, zumal im Auge, das dann selbst feucht werden kann, — ohne Thränen und Rührung.

Kunst dionysischen Charakters, das bedeutete also auch für Nietzsche so viel wie Kunst geschlechtlichen Ursprungs. Und was bedeutete ihm Apollon? Nicht ganz das Gleiche, was er uns bedeuten wird. Die dionysische und die apollinische Richtung sind ihm „zwei in ihrem tiefsten Wesen und in ihren höchsten Zielen verschiedene Kunstwelten; — beide Triebe gehen neben einander her, zumeist in offenem Zwiespalt mit einander, das Wort »Kunst« überbrückt ihn nur scheinbar." Machte das Wesen des Dionysos das Uebermaß aus, so besteht dasjenige des Apollon umgekehrt im Maßvollen. Denkt der dionysische Künstler kaum an sich selbst, geschweige an ein Publikum, der apollinische blickt beständig auf die Zeugen; und während der dionysische Zuschauer sich selbst in den Taumel mit hineingerissen wünscht und wähnt, verwechselt der apollinische den ihm vorgezauberten Schein keinen Augenblick mit der realen Umgebung. Dionysos entfesselte die Sitten; Apollon brachte Gesetz und Regel: Schon das künstlerische Maß ist fast eine Art moralischen Elementes. Die Begleiter des Dionysos waren geschlechtlich-

zügellose Satyrn und ausschweifende Bacchantinnen, einen Riesenphallos trug man in des Gottes Prozession einher. Um Apollon finden wir dagegen die decenten, gesellschaftsfähigen Musen geschaart; und der Dichter eines bekannten Studentenliedes scherzt in einer für den Gott wenig schmeichelhaften Weise über dessen einwandfreies Zusammenleben mit den neun himmlischen Mägden; Apollon ist, nach dieses Spötters Meinung, dégénéré. Sollte er vielleicht Recht haben? — was, wie wir sogleich zur Verhütung voreiliger Folgerungen bemerken, zunächst ja noch nicht den Unwerth der apollinischen Kunst festlegen würde, sondern vorerst allein ihr Verhältniß zur Erotik bestimmte; es bliebe dann immer noch die Möglichkeit offen, daß sich Kunst ohne Schaden für Kunst von der Erotik ganz emanzipiren könnte. Aber der Spötter hat Recht. Triebhaft, instinktiv, thöricht-unbewußt war der alte Dionysos, gleich der alten Aphrodite; und der neue Apollon ist, wie die neue Athene, nur eine Verwandlung und Zähmung der alten Gottheit; er ist ein bewußt, wissend, klug, kurz intellektuell gewordener Dionysos. Auf den Heroen der Cyklopenzeit folgte der Stadtgrieche, die grobe Wildheit bequemte sich zu bedachter Gesittung; auch die Kunst ließ ihre anfänglichen rohgeschlechtlichen Accente fahren und verfeinerte sich; auch der Kunstgott wandelte sich vom wilden Waldmenschen zum Bürger um; er gewann so; aber er gewann immerhin durch einen — Verlust. Bei dem abermaligen Eindringen des Dionysischen in Hellas war Apollon dem alten Herkommen bereits ganz entfremdet; er erkannte jetzt den Zustand seiner eigenen Jugend nicht einmal wieder, lehnte die Erinnerung daran schroff ab und sah mißgünstig und verachtend auf seinen Conkurrenten. — So haben wir den Zipfel der Schnur, deren Lösung uns das Geheimniß enthüllt, gefaßt. Dionysisch ist die Kunst, in

welcher der sexuelle Grundton noch machtvoll durchklingt; apollinisch jene andre, in welcher er nur noch ganz leise, kaum vernehmbar, ertönt. Aber Apollon kann nicht sein, wenn Dionysos nicht vorherging; die schöpferischen Momente bilden selbst bei dem Apolliniker immer noch ein Stück Dionysik. Uebrigens hat das auch Nietzsche, trotz seiner sonstigen scharfen Trennung der beiden Richtungen, erkannt; er spricht einmal von Dionysos und Apoll als Schein und Wiederschein, und ein andres Mal von einem Künstler, welcher zugleich sowohl dionysisch als apollinisch sei. Das beste Beispiel für einen solchen bildet vielleicht Nietzsche selbst: was könnte dionysischer sein, als sein Dithyrambenstil, und was in einem besseren Sinne apollinisch, als die ebenso malerische wie plastische Diktion seiner Zarathustrafabeln?

Unsre Ausdeutung des Problems der beiden griechischen Kunstgottheiten behütet uns vor einem Mißverständnisse, welchem wohl Jeder, der das Nebeneinander von Dionysos und Apollon, also von Instinkt und Intellekt in der Kunst, als ursprünglich und nicht als geworden auffaßt, verfallen wird. Es giebt neben der künstlerischen Freude an der starken Erregung auch eine solche an der tiefen Ruhe; der Lust an der Kunst als Emotion steht diejenige an der Kunst als Quietiv gegenüber; im ersteren Sinne empfand, wie Nietzsche meint, Stendhal, im letzteren fühlte Schopenhauer. Scheint die beruhigende Kunstwirkung nicht apollinischen Charakters zu sein? Sie scheint es, aber trotz Nietzsche's gegentheiliger Ansicht ist sie es nicht, wenigstens nicht mit Nothwendigkeit. Zunächst ist die Dionysik allerdings alles Andre als solche Ruhe, ist erregte Spannung; allein der Affektfluth und Affektentladung muß eine Affektebbe folgen, ein Gefühl der Ruhe, sei es der Sättigung oder der Schwäche, das gewiß kein Hirnprodukt ist. Es setzt rein instinktiv ein,

oft als besänftigender Traum. Ja schon auf der Höhe der krampfenden Verzückung offenbart sich die krampflösende Vision; so scheint sich dem ekstatischen Büßer zuletzt der Himmel zu öffnen; auch bei ihm entblüht das Träumen dem Rausch, und auch bei ihm manifestirt sich darin gewiß kein verstandesgemäßes Thun, kein gewolltes und bewußtes Maßsehen, also nichts Apollinisches; auch diese Vision hängt noch ganz vom Affektleben ab. Deshalb tritt die Beruhigungsstimmung bereits in der Musik als starker künstlerischer Faktor auf; die Musik verdankt ihre Kraft „die Affekte zu entladen, die Seele zu reinigen, die ferocia animi zu mildern“ (Nietzsche), kurz ihre Kraft zu beruhigen nicht, wie man meinen sollte, dem Apollon, sondern dem Dionysos; nicht bei dem bewußten Maß-, sondern bei dem instinktiven Temperamentskünstler wird diese Sättigung leichter und vollkommener erreicht werden. Der Traum ist noch des Rausches.

Die Beziehung der einzelnen Künste zur Erotik ist nicht immer die gleich enge geblieben wie bei Tanz und Musik, diesen beiden vornehmlichen Rauschkünsten; das dionysische Element besitzt heute in den verschiedenen Zweigen der Kunst eine bald größere, bald geringere Mächtigkeit. Wenden wir uns der Poesie, einer späteren Kunstblüthe, zu, so sehen wir in ihr sowohl ein starkes musikalisch-dionysisches, als auch ein kräftiges bildnerisch-apollinisches Element zu Tage treten; die Lyrik mag, im Allgemeinen, etwas mehr nach der Seite des Geschlechtlichen, die Epik etwas mehr nach der des Intellektes liegen, doch durchaus nicht ausnahmlos. Daß die Dichtkunst jüngeren Ursprunges ist, als die Sangeskunst, unterliegt keinem Zweifel; selbst das Kind singt (lallt), ehe es spricht; die Lyra ging der Lyrik voran. Wenn heute der Liedermelodie fertige Texte untergelegt werden: ursprünglich sind nachgeborene, wenig bedeutsame Worte der fertigen Melodie

beigegeben worden; bei Oper und Oratorium ist das Verhältniß sogar noch jetzt ein ähnliches. Auch die Sprache giebt manchen Fingerzeig; man gedenke des alten Stabreimes „singen und sagen", des Doppelsinnes von Wörtern wie Lied und Sang, wie Cantate und carmen, des Ausdruckes cantastorie für den italienischen Volkserzähler; in Ballade, welches über das englische ballad (Volkslied historischen Inhaltes) vom altfranzösischen ballade = Tanzlied gebildet ist, klingt sogar noch die Reminiscenz an den Reigen nach. Bei den Hellenen steht zwar scheinbar Homer, also die apollinische Epik, das Wort, an der Schwelle der Poesie; aber auch hier weisen Rhythmus und Strophenbau auf den Geist der Musik zurück, und in der That pflegten die Alten den Archilochos, den lyrisch-dionysischen Musiker, Homer zur Seite zu stellen. Wenn wir bedenken, was die Musik selbst noch einem Spätgriechen bedeutete, welche politische, moralische, ja metaphysische Rolle ihr zugemuthet ward, so werden wir nicht zweifeln, daß auch in Hellas die Tonkunst, wenn nicht die Mutter, so doch die Amme der Poesie gewesen sei. Für das attische Drama läßt sich der dionysische Ursprung sogar streng-historisch nachweisen. Aus der zunächst noch dionysischen Vision des Choreuten, des uralten dramatischen Embryos, „Musikers, Dichters, Tänzers, Geistersehers in einer Person", wuchs die apollinische Verbildlichung seiner Gesichte, die Scene, empor. „Es ist eine unanfechtbare Ueberlieferung, daß die griechische Tragödie in ihrer ältesten Gestalt nur die Leiden des Dionysos zum Gegenstande hatte und daß der längere Zeit hindurch einzig vorhandene Bühnenheld eben Dionysos war." Nietzsche sieht auch in Oedipus, Prometheus und so fort bloße Masken desselben Gottes. Später fand sich dann das Gespräch zwischen dem Gott und dem Chorführer, der Dialog hinzu, der sich durch Hinzufügung weiterer

Personen schließlich zum Schauspiel entwickelte. — Nietzsche selbst geht gelegentlich so weit, auch noch die moderne Dichtkunst überhaupt nur ihres musikalischen Elementes wegen als Kunst gelten zu lassen, — sicher zu weit; eher wird man mit seiner Behauptung einverstanden sein, die Sprache selbst enthalte ein musikalisches Element, der stark empfundene Satz habe eine Melodie. Meinte doch sogar der Rhetor und Construkteur Schiller, bei seinem Schaffen gehe der poetischen Idee eine „gewisse musikalische Gemüthsstimmung“ voraus; und wenn Goethe die Wirkung des Rhapsoden im „Sänger“ mit jenen bekannten Worten schildert: „Die Ritter schauten muthig d'rein, und in den Schooß die Schönen“, — er konnte sie nicht besser schildern, — beschreibt er damit nicht eine geschlechtliche Wirkung? Kein Zweifel: in der Dichtung waltet auch heute noch ein mächtiges dionysisches Element!

Nicht ganz so leicht läßt sich Dionysos innerhalb der bildenden Künste aufdecken, Nietzsche meint einmal von ihnen, wenn sie „reden würden, sie würden uns oberflächlich erscheinen“. Dies soll offenbar besagen, daß man sie ihres vorwiegend apollinischen Charakters wegen geringer einzuschätzen habe. Aber ein solches Urtheil werden wir nicht theilen wollen; Nietzsche, der aus rein äußerlichem Grunde, seiner Kurzsichtigkeit halber, erschwerten Zugang zur Sprache des Malers und Bildners hatte, kann uns hier nicht Führer sein. Und auch die bildenden Künste sind keinesfalls von Anbeginn an rein apollinisch. Das lehrte uns schon die Betrachtung ihres Heraufkommens im Thierreich. Man hat uns allerdings durch allen möglichen Zwang mit der Zeit dahin zu erziehen gesucht, selbst die sinnenfroheste Darstellung mit dem Auge des Kastraten zu betrachten. Eine allerliebste Art Keuschheit! Eine allerfrechste Art Lüge! Man geht sogar noch weiter: „wir sehen interesselos an, du sollst

interesselos schaffen", ruft man richtend und vernichtend dem armen Künstler zu, von welchem eine Modellerzählung ruchbar ward, und es hilft ihm Nichts, sich auf die großen Todten, einen Praxiteles, Apelles, Pausias, einen Filippo Lippi, Raffael, Cellini zu berufen — man verdammt ihn. Dann geht man zu seiner Schönen .... aber doch nicht etwa interesselos? Ja, meine Schöne, deine Schöne, das ist ganz etwas Andres, meint man oder giebt wenigstens vor, es zu meinen. — Die bildende Kunst hat noch andre Aufgaben als die, welche man immerhin ihre höchste zu nennen pflegt: die Darstellung des unbekleideten Menschenkörpers; aber auch dann fehlt es ihr nicht an dionysischen Accenten. Die Kunstwerke und Bauten der Alten waren bunt, sehr bunt und sprachen damit gewiß anders zu den Sinnen ihrer antiken Beschauer, als sie zu dem Verstande der modernen Betrachter reden; jenen mochte der Farbenrausch noch nicht ein bloßer Wortschwall, sondern ein Erlebniß sein. Auch uns selbst ist er es wenigstens dann und wann. Eine große rothe Fläche wirkt nicht allein auf Stiere und Truthähne anreizend; selbst von uns Menschen sind in dieser Beziehung viele Stier und Truthahn. Wie wohlthuend, wie beschwichtigend weiß dagegen manchen Nerven eine große grüne Fläche, etwa eine freie ebene Wiese, zuzusprechen; wird zufällig ein kleiner rother Ausschnitt, wie ein rothes Bauernkleid, darauf sichtbar, so fällt das Erfrischende des Anblicks um so mehr in das Bewußtsein. Genau so verhält es sich mit Gelb und seiner Complementärfarbe, Blau. „Frauen, die allzu lebhaft sind und den Eindruck davon dämpfen möchten, wählen blaue Farben: und ebenso giebt es in Büchern blaue Farbentöne. — Im Lohengrin giebt es blaue Musik." (Nietzsche.) Für den Zusammenhang dieser Farbensprache mit dem Geschlechtlichen legt unser nächtliches Träumen Zeugniß ab. Roth und Gelb,

Feuerbilder zum Beispiel, pflegen bei zahlreichen Personen in direktem Bezug zur sexuellen Traumerregung zu stehen; auch die uns im Halbschlaf unvermittelt entgegentretenden Bilder mögen häufig genug als bloße Farbenempfindungen entstanden und erst nachträglich von unserm Traumsinnen als Gestalten ausgedeutet worden sein; ähnlich erscheint das Geräusch, welches für den Traum von Keller's grünem Heinrich den Anlaß bildete, in dem der logischen Folge entbundenen Traumphantasiren als Folge anstatt als Ursache. Mehr noch: jene Farbensprache ist sogar eine persönlich differenzirte, entsprechend der individuell verschiedenen Geschlechtsempfindung. Eine sadistisch geartete Natur, wie Nietzsche, bevorzugt Roth und Gelb; die weichliche Romantik dagegen träumte von der „blauen Blume“. Der christliche Maler kleidet seinen Heiland am liebsten mit blauem, grünem Mantel, für Belzebub dagegen wird er brennendes Roth oder Gelb wählen. Man vergleiche noch den Süden und Norden. Jener, mit seinem lebhafteren Geschlechtstemperament und seiner erregteren Kunstphantasie, besitzt eine Vorliebe für volle, kräftige Farbengebung, gelte es nun Malerei, Musik, Dichtkunst; im blonden Norden dagegen dominiren nicht nur die gemäßigteren Farbentöne, sondern sogar die farblosen Linien zeitweise bis zum Verschlingen aller Farbe. Nicht als ob der Umriß überhaupt sexuell stumm wäre; uns Nordländern spricht er sogar erotisch besonders laut zu; aber die ältere dionysisch-lebhafte Wirkung liegt doch wohl auf Seiten des Kolorites. Und was so vom menschlichen Bewohner des Südens gilt, gilt von der südlichen Natur überhaupt. Man wird vielleicht einwenden, daß es lediglich die Sonne sei, welche solche Unterschiede bewirke; aber die Sonne ist es eben auch, die das Blut im Süden feuriger kreisen und das Geschlecht früher reifen macht; sollte demnach der Zusammenhang zwischen

Liebes- und Kunst-Art hier nicht mehr ein direkter sein, er bliebe doch als indirekter bestehen.

Noch ein Wort über Architektur; selbst im Baustil kann der Geschlechtscharakter einer Zeit durchklingen, im Rokoko zum Beispiel sehr deutlich. Dessen ungeachtet ist freilich die Architektur die der Dionysik am schwersten zugängliche Kunst; so nahe sie der Musik im Bereiche der Zahl zu stehen schien, so fern steht sie ihr hier. Aber das gilt nicht, wie Schopenhauer will, als Einwand gegen ihren Werth; in der apollinischen Kunst kann eben nicht mehr der erotische Gradmesser der alleinige sein.

Wir wenden uns jetzt zur Apollinik als solcher. Das Klugwerden der Liebe erkannten wir schließlich als ihr Ende, obschon wir zugeben mußten, daß gerade dieses Klugwerden Anfangs noch besonders kostbare Blüthen trieb. Werden wir vom Klugwerden der Kunst, der Apollinik, ein Gleiches zu behaupten haben? Wird auch die Kunst morbid, sobald der Hirnantheil den Sexualantheil in ihr zu verdrängen sucht? In einem Falle gewiß: wenn nämlich dieser Kampf auf dem erotischen Gebiete selbst stattfindet; eine noch geschlechtlich gefärbte Kunst muß mit geschlechtlicher Entartung schließlich selbst entarten, obgleich auch sie dabei zunächst wesentlich gewinnen kann. Wir sprachen ja die individuelle Bereicherung, welche Anfangs die sexuelle Decadenz begleitet, als hauptsächlich ästhetischer Natur an; wie sollten wir ihr also hier, auf dem Gebiete der Aesthetik selber, auf dem der Kunst, nicht wieder begegnen? Blicken wir zum Beispiel auf die Musik. Die sogenannte Stimmungsmusik, die grob-deutliche, ist sicher einer ihrer niedersten Stufen, wenig individuell, und deshalb allerdings dem Kunstplebejer am leichtesten zugänglich. Der künstlerisch höher potenzirte Mensch aber ähnelt vielmehr dem erotisch wählerischen; auch hohe Kunst und ästhetisches Feingefühl sind nicht

gerade mit robuster Philistergesundheit gleichbedeutend, eher noch mit krankhafter einseitiger Exuberanz. Die Musik besitzt daher um so individuellere Seiten und verlangt um so individuellere Zugangsmöglichkeiten Seitens ihrer Hörer, je entwickelter sie ist. Musik ist insofern Kosmopolitin, als sie sich ohne Weiteres auf jede Zunge legen läßt; aber deshalb vermag noch nicht jede Zunge jede Musik zu goutiren. Für die starken Gegensätze im individuellen Musikgeschmack haben wir ein vorzügliches Beispiel in dem Streit um Wagner; wäre er möglich, wenn die Musik nicht eine allerpersönlichste Sprache führte? Auch dies hat Nietzsche deutlich gefühlt und ausgesprochen: „Die Musik ist nicht eine allgemeine überzeitliche Sprache, wie man so oft zu ihrer Ehre gesagt hat, sondern entspricht genau einem Gefühls-, Wärme- und Zeitmaß, welches eine ganz bestimmte einzelne zeitlich und örtlich gebundene Kultur als inneres Gesetz in sich trägt; die Musik Paläſtrina's würde für einen Griechen völlig unzugänglich sein. — Jetzt erst dämmert es den Menschen auf, daß die Musik eine Zeichensprache der Affekte ist; und später wird man lernen, das Triebsystem eines Musikers aus seiner Musik deutlich zu erkennen.“ So spricht Nietzsche von der starken Rasse eines Händel, von der überströmenden Animalität eines Rossini, von den idealischen Peitschenschlägen in der neuesten Stimulansmusik; Wagner ist ihm une névrose. Hier hätten wir also, falls wir dies Urtheil theilen, bereits den Uebergang zum künstlerischen Verfall: aufregungssüchtige, die instinktive Empfindungsheftigkeit bewußt übersteigernde Kunst, die mit den raffinirtesten Mitteln arbeitet, um „umzuwerfen“; und dann wieder ruhesüchtige Kunst, welche zwar theilweise der gleichen Mittel bedarf, sie aber statt zum Erregungs- zum Betäubungszwecke anwendet; denn sie will mit ihnen nur ihren schärfsten Contrast, das „Umgeworfensein“,

die blaue Musik, desto mehr herausheben. Man sieht, der sadistische wie der masochistische Geschlechtscharakter prägen sich jetzt künstlerisch-bewußt in der Kunst aus. Ja, selbst den Fetischismus finden wir in ihr wieder: pars setzt sich pro toto, das Individuelle erstarrt zur Manier; die Regel geberdet sich allein als gut und wohlgefällig; die Kunst wird künstlich.*) Die Liebe endete fetischistisch in spielerischer Liebelei; Faun und Bacchantin werden zu Damon und Chloe. „Der Satyr wie der idyllische Schäfer unsrer neueren Zeit sind Beide Ausgeburten einer auf das Ursprüngliche und Natürliche gerichteten Sehnsucht; aber mit welchem festen unerschrockenen Griffe faßte der Grieche nach seinem Waldmenschen, wie verschämt und weichlich tändelte der moderne Mensch mit dem Schmeichelbild eines zärtlichen flötenden weichgearteten Hirten!" (Nietzsche.)

Es entsteht die weitere Frage, ob die Kunst auch dann verfällt, wenn sie unabhängig von geschlechtlicher Decadenz intellektuell wird; ob das Heraufkommen des Apollon nothwendig einen Niedergang für sie bedeutet. Der Leser, welcher das Motto unsres zweiten Buches im Gedächtniß behielt, sieht voraus, daß wir abermals mit einem Ja antworten werden; allein mehr noch als vorhin gilt hier der Satz, daß der Verfall erst das jähe Ende einer unter dem Einflusse des Apollon stetig emporsteigenden Kunstentwickelung bildet. Außerdem ist der Stärkegrad der ohne Schaden zulässigen apollinischen Beimengung in den einzelnen Kunst-

*) Hierher gehört zum Beispiel die einem reinen Denkbezug ihren Ursprung verdankende pointillistische Technik der Malerei; halb und halb auch die violette Pleinairtönung, der freilich ein instinktives Verlangen nach weich-verschwimmendem Farbencharakter entgegenkommen mag; ferner, was die Darstellung betrifft, die symbolizistische Richtung, soweit ihr kein Schauen, sondern ein Grübeln zu Grunde liegt.

zweigen ein sehr verschiedener. Wir betrachten ja hier die Kunst nicht mehr als bloßes Mittel zum erotischen Zweck, wie in unserm ersten Theile, sondern nach Maßgabe ihres eigenen Nutzens und Frommens; unter diesem Gesichtspunkte gewinnt sie Anfangs durch das Zurückdrängen des grob-deutlich Geschlechtlichen entschieden, wird dadurch überhaupt erst hohe Kunst im engeren Sinne; so finden wir heute mehr Geschmack an der verhüllten Geschlechtsthatsache als an der nackten. Die Apollinik stellt also zwar eine unbedingte Entartung der Dionysik, des Künstlerisch-Erotischen, dar, aber nicht bedingungslos zugleich eine solche des Künstlerischen überhaupt, auch wenn sie endlich dazu hinführen muß; zunächst veredelt und bereichert sie; und die schließliche Unfruchtbarkeit kann kein Einwand gegen den ihr vorangehenden Gewinn an Umfänglichkeit sein. So war das Erotisch-Krankhafte kein Einwand gegen das ihm zu dankende reichere psychische Saitenspiel. Man mag mit gleichem, ja besserem Rechte umgekehrt urtheilen; Mongré thut dies: „Freilich erblühte die Schönheit als Waffe im Geschlechterkampf; aber diesen Ursprung hat sie zu überwinden, wie die Hand das Greifen, das Ohr das Horchen, das Auge das Spähen, wie jedes Organ seinen anfänglichen Zweck.“ — In der ältesten Zeit genügte die Vorführung des einen Dionysos, der einen Geschlechtsthatsache; es war eben eine dionysische Zeit, eine Zeit des überwiegenden Waltens des Instinktes. Später gab man sich mit der immer erneuten Wiederholung der wohlbekannten Heroendarstellungen völlig zufrieden; heute aber haben wir ein theoretisierendes, ein mit abstrakten Maßen nachrechnendes Publikum; auch der harmloseste Zeitgenosse ist in einem früher ungeahnten Grade Hirn und Intellekt geworden, — nicht immer zu seinem und zu unserem sozialen Besten. Wenn wir heute also überhaupt eine Kunst wollen:

des apollinischen Beigeschmackes kann sie kaum mehr entrathen; die Wahl steht uns gar nicht frei. Seien wir ehrlich! Wir sprechen zwar recht gern mit einer verächtlichen Geringschätzung von Tendenzdramen; aber gehen wir überhaupt noch in das Schauspielhaus, es sei denn, daß man uns moderne Gesellschaftsprobleme vorführt, kleidete sie selbst ein antikes oder ein Märchen-Gewand? das heißt doch: Tendenz. Tendenz ist nur ein Einwand gegen den Dichter, welcher sie wie ein Moralist docirt; nicht gegen den, welcher sie dem Leben gleich zum Conflikte verwebt, zum unerbittlichen. Halten wir also Apollon in Ehren, so lange er uns nicht den Dionysos schulmeisterlich ganz und gar zu verdrängen sucht. Fällt freilich selbst die letzte verkappte, transformirte geschlechtliche Note im Kunstwerk, — und es giebt ja unendlich viele derartige Transformationsmöglichkeiten: so läuft es allerdings Gefahr, sich in ein Machwerk zu verwandeln; ohne Stimmung und Empfindung, die nicht etwa gleichbedeutend mit dem im landläufigen Sinne Stimmungsvollen und Empfindsamen sind, ohne jede leiseste, verborgenste Unterleiblichkeit hört es auf, vom Können zu zeugen; höchstens zeugt es noch von einem Kennen. Besser aber eine starke, wennschon pathologische Kunst, als solch eine kleine, kleinliche, schwache, lahme, sich verflüchtigende Kunst, — als keine Kunst.

Fügen wir diesen Ausführungen einige Beispiele bei. Wie zu erwarten stand, wird der Rückzug des Dionysischen vor dem Nachdrängen des Apollinischen am frühesten in den beiden Rauschkünsten Tanz und Musik verhängnißvoll. Selbst hier wußte der Intellekt einzudringen. Man hat Haupt- und Staatsaktionen choreographisch dargestellt, und auch noch Philosophieen ließen sich zur Not in Ballet und Mimik transskribiren; freilich würde dabei weder der eine noch der

andre Theil gewinnen. Das Gleiche gilt von der Musik. Dem Südländer erscheint die gelehrte deutsche Tonkunst unsinnig, — die Gefahr, unsinnlich zu werden, droht ihr in der That oft. In Italien besitzt man schon zu Wagner keinen rechten Zugang mehr: Beweis: jede beliebige italienische Wagneraufführung. Und doch ist das italienische Volk durchaus nicht unmusikalisch und hat uns ebenso bedeutende Componisten wie Sänger geschenkt. Mit einer Strauß'schen Zarathustrasymphonie würde man in Italien vollends nichts anzufangen wissen; den Walzerkönig Strauß dagegen, der etwa auf dem entgegengesetzten Punkte der künstlerischen Entwickelung steht, schmeckt man auch hier. Mit diesem Geschmack stellt sich der Italiener abermals das Zeugniß eines ursprünglicheren, nicht immer freilich das eines gereifteren Kunstempfindens aus. Nur da, wo er das allzustark hervortretende Intellektuellwerden der Musik, ihr Ueberraffinement in Mitteln und berechneten Wirkungen ablehnt, werden wir ihm ganz beipflichten. Denn gewiß scheint der Pfad, den Wagner wandelte, über ihn hinaus eher noch von der Kunst weg als zu einer höheren Kunst hinzuführen; eine weitere Steigerung in der gleichen Richtung dürfte sich als unmöglich erweisen, und so bleibt nur die Umkehr übrig; mit Nietzsche's Worten: „il faut méditerraniser la musique." Das bedeutet zurück in das Dionysische, um von hier aus neue Wege zum Apollinischen zu suchen; aber dazu bedürfen wir vor allen Dingen eines starken dionysischen Trieblebens in uns selbst, und gerade dies wird heute von allen Seiten am eifrigsten verfehmt und verlästert. — Werfen wir ferner einen Blick auf das Intellektuellwerden der Dichtkunst. Wir erinnern uns des Entwickelungsganges des attischen Drama, den wir bereits bis zur Entstehung von Dialog und Scene verfolgt haben. Später bildete Euripides unter dem Einfluß

von Sokrates den Dialog in Dialektik um; Dionysos ward, wie Nietzsche es ausdrückt, durch Euripides-Sokrates aus der Tragödie verjagt. Zugleich wurde statt der alten, göttlich ausgereckten Handlungen und Leiden ein neues, menschlich-beschränktes Werk- und Gefühlsleben auf die Bühne gebracht; nicht mehr das dionysisch Triebhafte, sondern das apollinisch Intellektuelle drängte sich vor; der Blick, der früher auf das Ideale, das Große, das Ganze gerichtet war, verlor sich mehr und mehr in das Reale, das Kleine und Einzelne; man begann sich ausschließlich für die psychischen Details zu interessiren, kurz, man ward modern. Das war nach der einen Seite hin ein sicherer Verlust, auf der andern Seite jedoch immer noch ein reicher Gewinn, welcher um einen andern Preis als jenen Verlust schlechterdings nicht zu erkaufen war. Der echte künstlerische Realismus ist wohl reifer als der echte künstlerische Idealismus — es giebt von Beiden auch gemachte, unechte Abarten; aber er steht dem Verfalle näher. Apollon kann nur da ganz groß werden, wo Dionysos schrumpft; so freilich ist seiner Herrschaft kurze Dauer gesetzt. Man denke an den erotischen Theil unsres Buches zurück; auch dort sahen wir das Geschlechtsleben typisch einsetzen, dann sich individualisiren, indem es immer intellektueller ward, und schließlich der fortschreitenden sich selbständig machenden Individualisirung uud Intellektssteigerung zum Opfer fallen; auch dort ward das Hirn erst auf Kosten des Geschlechtes frei-beweglich, aber das bald nicht mehr aufzuhaltende Sinken des Geschlechtsinstinktes zog zuletzt den Intellekt selbst mit herab. Das attische Drama, das mit dem orgiastischen Dionysospriester eingesetzt hatte, schritt zunächst zu den großen, typischen Gestalten des Aeschylos und Sophokles, dann zu den weit kleineren, aber menschlich bewegteren, individuell reicher beseelten des Euripides fort; am

Ende aber langte es bei den stereotypen Masken der neueren attischen Komödie Menander's an, d. h. erstarrte und erstarb. Ganz so in der bildenden Kunst. Auch sie wuchs auf, indem sich Fratzenhaft-Verzerrtes (so erscheint es uns) zum Typischen wandelte; freilich mag es von den eigenen Zeitgenossen nie in dem gleichen Maße als Typus empfunden worden sein, in welchem es uns Gegenwärtigen als solcher erscheinen will, sondern sie mögen es immerhin noch als reichlich individueller angesprochen haben wie wir; sie besaßen ja auch im Leben selbst noch nicht unsre geschärften Individualitäten, und das einer fernen Zeit angehörige Modische entzieht dem ungeübten Blick des an solche Formen nicht gewöhnten, nachgeborenen Beschauers leicht die feineren, besonderen Eigenheiten. So bedarf es kunsthistorischer Uebung für die ästhetische Betrachtung alter Gemälde; so haben wir, um noch ein weiteres Analogon zu erwähnen, für die Individualitäten selbst einer höheren Thierspezies schwächere Augen, als sie die eigenen Mitglieder dieser Spezies für ihr Individuelles haben werden. — Das Typische der alten Bildnerei bildete sich dann in das Individuelle weiter, die Stärke gewissermaßen in den Reichthum; und dies endlich nahm den letzten Abstieg zur Schablone, zur Schwäche. Wer weitere derartige Analogien wünscht, suche sie selbst; er wird keine Mühe damit haben, und wir wollen ihm des glücklichen Finders Freude nicht rauben. Von allen Künsten scheint allein die Epik eines vorzeitigen Todes gestorben, auf der Höhe der Wandlungsreihe anstatt an ihrem Ende erloschen zu sein. Aber man vergesse nicht, daß man den Roman als ihre direkte Fortbildungsform aufzufassen hat, und daß auch dieser mit der Zeit einen fast ganz apollinischen Charakter annahm. Dafür spricht schon die Leichtigkeit, mit welcher sich moderne Romane in moderne Dramen umsetzen lassen. Die Mischung von Dionysisch und Apollinisch

ist natürlich gleichwohl wieder eine unendlich verschiedene. Vergleichen wir z. B. Gottfried Keller mit Conrad Ferdinand Meyer, so werden wir in dem Ersteren Denjenigen der beiden Künstler erkennen, welcher dem dionysischen Element noch näher steht und mehr aus den Urquellen des künstlerischen Schaffens schöpft. Will man ihn deshalb höher stellen, gut; aber man hat kein Recht, einem andern Geschmack das Gegentheil zu verbieten. Meyer ist nicht so ursprünglich, aber reicher und abgeklärter, nicht so lyrisch, aber plastischer und malerischer als sein malender Freund; echte gewachsene Poesie, Poesie mit lebendigem Innenleben ist auch Meyer's Novellistik. Erst wenn ein Dichter den Accent auf todtes Lokalkolorit und Wissen verrückt, wenn die Leser und Hörer in Erzählungen wie Dramen statt zum Mitgefühl großer Leidenschaften und Eigenarten zum intellektuellen Nachrechnen kleiner Machenschaften und Moden aufgefordert werden, endet Kunst und wird, wie immer sie sich nennen mag, nichts Andres als Kulturgeschichte, Kostümkunde, Klatsch, Moralphilisterei, logischer Schematismus.

„Verfall, Verfall, Verfall!“ unterbricht man uns, klagend und anklagend; „Alles läuft bei diesem Autor dem Ende zu“, wirft man uns vor. „Eine traurige Wahrheit, wenn sie wirklich wahr ist; warum lehrt er uns nicht lieber, wie der Verfall aufzuhalten sei, wie sich das hereinbrechende Ende abwehren lasse? Mögen w i r noch Grund zur Zufriedenheit haben und zufrieden sein, unsern Erben erscheint der Niedergang gesichert; wir aber wünschten, ihn auch für sie zu wehren. Doch womit? Hier ist uns guter Rath theuer; hier zeige der Autor, was er weiß und kann.“ Auf solchen Zuruf bleibt uns nur das Geständniß übrig; daß wir nichts wissen und nichts können. Wer das zu bewirken vermöchte, daß der Abstieg einer Kunstepoche sich in einen Aufstieg wandle,

der dürfte sich wohl einer Wunderkur rühmen; von uns aber, die wir die Grundlage der Aesthetik in der Physiologie gesucht haben, erwarte man nicht, daß wir jetzt mit einem wohlgemuthen Sprunge über die Voraussetzungen und Bedingungen dieser Wissenschaft hinweghüpfen und einen Jungbrunnen aufthun werden. Der Arzt schafft mit all seiner Kunst keine regulären physischen Niedergänge in Aufgänge um. Der physiologische Aesthetiker hält das immer neue Vergehen und Entstehen nicht auf, das auch in der Kunst seine Rolle spielt; Niemand hält es auf. Für unsre Erben ist der künstlerische Verfall, etwas früher oder etwas später, gewiß; unsre Erben werden eben überhaupt verfallen. Aber hängt das Schicksal der Kunst am Loose des modernen Europäers? Es hing nicht einmal an dem des alten Hellenen! Neue Völker kommen herauf, neue Dumpfheit und Dummheit mit ihnen; neu bildet sich die höhere Geistigkeit und neu bereitet sie Kunstblüthe und Kunstverfall vor. Der großen Erdmutter Demeter Hoffnung ist keine trügerische: sie wird den zerstückelten Dionysos immer neu gebären. In jedem Volke, ja in jeder durch frische Blutzufuhr erzeugten neuen großen Volksphase entsteht in jeglichem Kunstzweige ein erneuter Werdelauf, ein Knospen, ein Blühen, ein Welken. Sollen wir darüber jammern? Lieber wollen wir unsrer Gegenwart Dank wissen, daß wir heute noch eine Kunst besitzen. Und wir besitzen sie, — wenn nicht eine junge, so doch eine hohe. Das beweisen am besten Namen; mit Namen wie Böcklin und Klinger ist es bewiesen; das beweisen ferner am besten starke künstlerische Unterströmungen; der Erfolg einer Zeitschrift wie der Münchener Jugend beweist es. Auch in der Literatur sind wir guter Hoffnung, obschon wir vorziehen, hier lieber noch keine Namen zu nennen, wenigstens keine deutschen. Leider sehen gerade die Besseren in

Deutschland heute allenthalben den künstlerischen Rückgang und machen die Politik dafür verantwortlich, — sehr mit Unrecht, sie geht vielleicht selbst am meisten zurück. Wie freilich das sich wandelnde Rom noch lange am zerstörten Karthago zehrte, so mag sich wohl auch Preußen, — denn Deutschland ist heute Preußen, — noch Jahrhunderte hindurch im Glanze der Siegessonne von Sedan beruhigt fühlen. So werden Kräfte für Kunst und Wissenschaft frei, die sich früher einseitig auf den Patriotismus warfen oder doch allzukräftig in ihm eingefärbt waren, — der Ausnahmen, wie der des älteren Goethe, sind wenige. Die vaterländische Begeisterungslyrik einer stürmenden Kampfeszeit in Ehren; sie mag ein gut Ding sein, aber ohne lange Weile. Heute dürfen wir uns, Dank dem Reiche, den Luxus eines freieren, eines vorurtheilsfreieren Umblickes gestatten; und selbst wenn wir damit die vaterländische Politik eher noch schwächen als kräftigen sollten: würde uns das antike Rom nicht ein wenig verächtlich erscheinen, wenn es seinen alten Catonen nicht auch seine späteren Philhellenen zur Seite zu stellen hätte? Der Deutsche sieht Rom auch so noch gern ein wenig über die Schulter an und spiegelt sich lieber in griechischer als in römischer Geschichte. Aber er irrt; Preußen gleicht dem straffen Latium, nicht dem beweglichen Attika, dem eher noch Frankreich ähneln mag; Bismarck könnte man mit einiger Uebertreibung wohl dem Cäsar, aber nie dem Perikles zur Seite stellen.

Wir stehen vor dem Schlusse unsrer Untersuchungen. Nehmen wir an, der Leser sei ihnen, unser Buch zur Hand, willig und beistimmend gefolgt. Nun aber will es der Zufall, daß er in ein Kunstgewerbemuseum tritt, etwa um dort einen Vortrag über antike Gefäße zu hören. Auch hier spricht der Redner von nichts Anderm als Kunst; der Leser selbst empfindet die ihm vorgezeigten Vasenformen mit Lust als

schön; da erinnert er sich plötzlich unsrer Ausführungen über Dionysos und Apollon und denkt: „Dionysisch sind die Gefäße nicht; also wohl apollinisch; d. h.: der Intellekt ist in ihnen über den Instinkt herrschend geworden. Aber", fragt er sich weiter — „ist das nicht Unsinn? Wahrhaftig! Und so habe ich Unsinn gelesen und es nicht einmal gemerkt." Dann wird er nachdenklich auch noch Gegenstände der hohen Kunst betrachten, Gedichte, Gemälde, Gebäude, und wieder zu dem Schlusse kommen: ich habe Unsinn gelesen; er wird so bös auf uns, die wir ihn seiner Meinung nach mit unserm Aprilbuch zum Besten haben wollten, werden, daß er es gewiß nie wieder zur Hand nimmt. Dies Eine bedauern wir; denn schon ein Blick auf die Anfangszeilen würde ihn daran zurückerinnern, daß wir ganz und gar nicht behauptet haben, es gebe überhaupt keine andre Wurzel der Kunst, als die eine geschlechtliche. Wir gehören nicht zu denen, die sich unglücklich fühlen, wenn sie nicht Alles und Jedes auf einen einzigen Keim zurückführen konnten. Die moderne Menschenseele ist ein allerdichtestes Gewebe der allerbuntesten Fäden; unmöglich ist es, sie sauber zu trennen und zu sortiren. Und in einer jeden seelischen Thätigkeit, also auch in der künstlerischen, laufen viele solcher Fäden zusammen. Der Eindruck Schön wird oft durch Bezüge dargestellt, welche die Aesthetik von vornherein nichts mehr angehen, so wie man ja auch den Ausdruck Schön, Gefällig mit dem Worte Gut verwechseln und vertauschen hört. Das Landleben, die Jugendzeit werden schön genannt; das soll aber zumeist nichts Andres besagen, als daß sie uns anheimeln und wohlthun. Von hier aus wird es dann an Beziehungen zu Idyll und Genre gewiß nicht fehlen. Ferner treiben auch die Langeweile, der Spiel- und Nachahmungstrieb künstlerische Blüthen; man denke des gefangenen Vogels und Menschen,

des spielenden Kindes. Mit Recht zählt Nietzsche die Aufschneiderei, Schimpferei, Taschenspielerei zu den Urkünsten. Das Alles aber hat natürlich nichts mit dem Geschlecht zu thun, — obgleich das Zusammen- und Entgegenwirken von Dionysos und Apollon der neueren Schauspielkunst nicht ganz abgeht. Man vergleiche die Duse, die ganz Empfindung ist, mit großen, kaltberechnenden Tragöden; man vergleiche selbst die oft maßlose und unschöne, aber immer beredte italienische Chansonette mit der nie heftigen, aber oft flachen und nichtssagenden deutschen. — Das Künstlerische dringt ein, wo man es nimmer erwartet hätte, sogar in christliche Bußpredigten; ein Künstchen fliegt an, wo von Kunst keine Rede mehr ist, sogar in der Schaufensterauslage des Wursthändlers. Und wenn die menschliche Seele schon in praxi ein auf das Bunteste durchwirktes Geflecht war, in der theoretischen Beschreibung färbt sie der Mensch wenn möglich noch bunter, indem er mit seinem Klassifiziren und Systematisiren schließlich auch noch das Heterogenste zusammenpfarrt. Dann soll sich Alles, was sich über einen Dionysos des Michelangelo, über einen Apollon von Belvedere normativ sagen läßt, nicht minder auf die Figuren eines Meißener Tafelaufsatzes oder auf einen japanesischen Falzbeingriff in Menschengestalt reimen. Allein die Normen taugen überhaupt herzlich wenig; ihre derart mißbräuchliche Anwendung taugt gar nichts. Mögen sich die nimmersatten Aesthetiker, die nicht genug in ihre Regelnetze einfischen können, an ihnen krumm und lahm schleppen: wir werden uns hüten, die Kunst zwischen unsre beiden Kunstgottheiten Dionysos und Apollon bis auf den letzten, bescheidensten Rest einfach aufzutheilen. Aber wir haben anderseits auch keinen Anlaß, hier all die andern Mitbesitzer, welche mit minder gewichtigen Antheilen bedacht erscheinen, im Einzelnen aufzuführen. Das liegt weder im

Rahmen unsrer Betrachtungen, noch wäre ein solches Durchbrechen desselben klug von uns gethan. Unsre Kritiker warten wohl schon darauf, die übrigen Patrone der Kunst uns heraufzuzaubern; wozu also sollten wir uns dieser Aufgabe unterziehen? Denn es kann nicht fehlen, daß man sich, in unsrer gesitteten Sozietät, anstrengen wird, wenigstens den Dionysos von dem Throne, auf den wir ihn erhoben haben, wieder herabzustürzen; und wir selbst wollen uns sogar viele solcher Umsturzbestrebungen wünschen. Der Gott steht fester, falls sie ihn nicht verrücken; und verrücken sie ihn: wohlan! wohlauf! Dann steht die Erkenntniß fester. Einstweilen freilich glauben wir nicht, daß sie durch des Gottes jetzigen Standpunkt verloren habe. Als der Verfasser jüngst den Versuch einer Ethik wagte, — er ist immer ein Wagniß, — kam er endlich zu dem Schlusse, die Moral der Moral sei nothwendig unmoralisch; eine ethische Ethik gebe es nicht. Sollte sein Versuch über die Aesthetik etwa ebenso mörderisch ausgefallen sein? Dem Anscheine nach gewiß: wenn die Aesthetik statt auf das Generell-Allgemeine auf das Individuell-Besondere gegründet wird, — und wenn wir nicht mit bodenlosem Fasse schöpften, gründeten wir sie darauf, — dann wird man sich daran gewöhnen müssen, statt umfangreicher, beredter Lehrbücher über die Aesthetik kleine, bescheidene Erkenntnisse über sein eigenes ästhetisches Gefühl zu schreiben; man wird fürderhin nicht sagen dürfen: so sieht das Schöne aus; sondern man wird schlicht gestehen: so empfinde ich mein Schönes. Das ist gewiß eine Zerstörung der Aesthetik, aber, — trösten wir uns, — nur der alten, petrefakten, nicht der wandlungsfähigen neuen; eine Zerstörung nur in den Augen der Regeln schneidernden Krittler*), nicht in denen

*) Was herauskommt, wenn man das Schöne mit bloßer Klugheit, die Empfindung mit reiner Erkenntniß messen will, zeigen

der werkschaffenden Meister; eine Zerstörung wohl für Banausen-, aber nicht für Bungonengeschmack.

Wir haben unsern ersten Theil geschlossen, indem wir Angesichts der Gefahren, durch welche sich Aphrodite von Athene bedroht sah, einen beruhigenden Blick auf die Allmacht der schaumgeborenen Göttin warfen. Suchen wir jetzt eine gleich tröstliche Schlußstrophe für unsern zweiten Theil, unsern dionysisch-apollinischen Wechselgesang. Es läßt sich nicht leugnen, bei dekadenten Völkern verfällt die Kunst früher als die Erkenntniß; jene ist hinfälliger als diese. Platon gab zwar zu verstehen, daß es ohne päderastische Unterströmung schwerlich eine platonische Philosophie gegeben haben würde; er wollte auch noch die Philosophie auf das Geschlecht gegründet wissen. Mag er damit theilweise im Rechte sein; immerhin wird sich Weisheit leichter ohne Erotik behelfen können, als dies Schönheit vermag. Das Können versinkt mit dem Verfall eines Volkes, — wir wiederholen es, — rascher als sein Kennen; insofern sind Gedanken dauerhafter nnd haltbarer als Gefühle. Aber andrerseits ist das menschliche Erkennen verhältnißmäßig leicht erschöpft. Wir halten uns heute für wagehalsige und glückliche Entdecker im Ozean der Erkenntniß, und gern verglich sich Nietzsche dem großen Genuesen, der im ungewissen Meere des neuen Seeweges gewiß war. Trotzdem wissen unsre heutigen Philo-

Dühring's „Größen der modernen Literatur“; ein vom kaltesten Verstande diktirtes Buch, welches seinem Verfasser überall das Zeugniß ausstellt, daß auch nicht eine der Musen bei ihm Pathe gestanden hat. — Man hat wohl die Forderung aufgestellt, kritisiren dürfe nur, wer selbst schaffen könne; aber sie ist gefährlich. Daß der große Schaffende wenig um das Schaffen weiß, legten wir bereits dar; und der Kleine fühlt sich nur zu leicht dem Großen verwandt, fühlt sich selbst als Größe, will dann seine Beschränkungen auch allen Andern als Gesetz aufnöthigen und wird so vollends unausstehlich.

sophen kaum etwas, was die Weisen des alten Hellas, vor allem Epikur und die Seinen, nicht auch schon gewußt hätten; jenem Columbus sind also, wennschon keine nördlichen, so doch südliche Finder vorangeeilt; sein Verdienst schmälert dies nicht. Philosophia brevis est. Aber fügen wir sogleich hinzu: ars longa. Die Philosophie mag stetiger als die Kunst sein, aber sie hat enge Grenzen; unstetig, aber fast grenzenlos, weil sich immer neu aus immer neuem menschlichen Triebleben heraushebend, ist die Kunst. Es giebt mathematische, logische Schlußregeln, und auch die ungeahnteste Bereicherung und Steigerung des schon jetzt so mächtig angewachsenen empirischen Wissens wird schwerlich etwas an ihnen ändern, sie sprechen eben menschliche Sinnesbeschränkungen aus; ästhetische Schlußregeln giebt es kaum, denn die Aesthetik will den Schein nicht messen, sondern ihn schmecken. Den Lehrer der Erkenntniß vermag der Schüler, welcher auf ihm weiterbaut, sachlich zu erschöpfen; den künstlerischen Meister erschöpft er nie, er müßte ihn denn übertreffen; und doch bliebe jener auch dann noch in seiner ganzen Eigenart ungeschmälert bestehen. Hören wir ein letztes Mal auf Nietzsche, welcher die Frage an uns richtet: „Ist das mir Nichtverständliche doch nicht auch sofort das Unverständige? Vielleicht giebt es ein Reich der Weisheit, aus dem der Logiker verbannt ist? Vielleicht ist die Kunst sogar ein nothwendiges Correlativum und Supplement der Wissenschaft?" Wir werden antworten: sie ist es. Mehr: wir werden dessen froh sein. Den Geist der Kunst lernten wir als Antipoden unsres Geistes der Erkenntniß kennen; aber wir lieben diesen Antipoden, lieben ihn stärker als unsern Nächsten, schätzen ihn vielleicht noch über uns selbst ein. Und er ist uns nicht undankbar dafür, er beschenkt uns schließlich mit sich selbst. Denn was, was wären wir ohne die Kunst? Schon

die alten Weltweisen waren sammt und sonders zugleich Künstler; unser neuer Weltweise, Nietzsche, ist es zwei- und dreimal. Und Jünger der Kunst sind auch wir, wir freien Zweifler. Wir halten die Wahrheit für unerreichbar, schon die Wege, welche vielleicht zu ihr hinführen könnten, für gefahr- und schadendrohend; und dennoch forschen wir nach ihr, dennoch beschreiten wir die ungewissen und unfreundlichen Bahnen: aus einem Kunsttrieb. Wir stehen jenseits von Für und Wider, und doch haben wir unsre eigenen sehr starken Für und Wider: als unsern Geschmack. Wir systematisiren die Systemlosigkeit: sollte das nicht wenigstens ein Kunststück sein? Ohne Ziel zielen wir; denn unser Ziel sind wir selbst; wie aber könnte ich mein eigenes Ziel bilden? Wüßten wir, wohinaus, so dienten wir wohl einem Glauben; die Jünger der Erkenntniß jedoch müssen Suchende sein. So werden wir uns vielleicht verzielen und verlieren: damit werden wir der Kunst dienen, die das Krumme vor dem Graden liebt, das Suchen und Verlieren vor dem Gefundenhaben und Besitzen, den Untergang vor der Dauer. Mag deshalb das Volk noch so laut lachen: „und das heißt ihr Liebe zur Weisheit? Thorheit! Thorheit ist's!“ — gemach: wir heißen es ja Thorheit; allein die Liebe zur Weisheit fängt mit solcher Thorheit gerade erst an. Zwei Dinge giebt es, die der Mensch dem Menschen nicht widerlegen kann, — er tödte sie denn, — — wenn er es vermag. Das Eine nennt sich Geschlecht; das versteht wohl auch das Volk. Und das andre heißen wir Kunst. Zu zwei Dingen sagt unsre Thorheit Ja: zu Geschlecht und Kunst.

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig.